



Stern der Neger.

Deutscher Glaubensbote.

Herausgegeben von der Gesellschaft der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

Erscheint monatlich 32 Seiten stark. — Preis ganzjährig 3 K = 3 Mk. = 3 Fres.

Nr. 1.

Jänner 1901.

IV. Jahrg.

Inhalt:

	Seite		Seite
Oesterreichs Missionswerk	1	Teufel entragt.“ — Erlebnisse eines zwölfjährigen	
Lebensbilder deutscher Missionäre:	7	Negermädchens. — Das religiöse Leben auf den	
P. Moriz Thoman.		Philippinen)	
Der Untergang des Chalifen Abdulkafi	10	Vermischte Nachrichten:	30
Der jüngste Erdtheil und seine Bewohner	14	(Der Verein der hl. Kindheit. — Die russische	
Der Aberglaube im Sudan	18	Kirche in Zahlen. — Das neue deutsche Schutz-	
Legende des Morgenlandes	20	gebietesgebiet. — Die Rose von Jericho. — Die	
Der hl. Paulus, Einfiiedler.		Memorial-Rose.)	
Aus unserer Mission (Mssuan)	23	Marien-Verein für Afrika	32
Rundschau in den Missionen	24	Illustrationen:	
Asien: China, Kleinasien, Persien, Syrien;		„Der erste Missionär.“ — Das alte Missionshaus in Mähland.	
Afrika: Aegypten, Nord-Nyanza; Amerika:		— Das neue Missionshaus in Mähland. — Lager ägyptischer	
Ceuador, Peru.)		Soldaten. — Ein ägyptischer Officier zu Kameel.	
Aus dem Missionsleben:	26	— Omberman. — Jagd auf Kängurus's. — Der hl. Paulus.	
(Ein Protestant über die protestantischen Missions-		— Kloster des hl. Paulus. — Die chinesischen Martyrer	
fräuleins in China. — Ein Protestant über die		Peter Sanz und seine Gefährten. — „Was kostet die Welt?“	
kathol. Missionäre in China. — „Er hat dem			

Wir suchen für den „Stern der Neger“ an allen Orten

Förderer und Förderinnen,

die um der guten Sache willen, der das Blatt und das Missionshaus dient, unsere Monatschrift in Freundes- und Bekanntenkreisen zu den denkbar günstigsten Bezugsbedingungen zu verbreiten bereit sind; Probenummern stellen wir mit Freuden zur Verfügung.

Ferner bitten wir unsere Freunde um gütige Bekanntgabe von

Adressen,

an welche wir mit einiger Hoffnung auf Erfolg Probenummern versenden können.

Je mehr Abonnenten das Blatt zählt, desto mehr kann es seinen Lesern bieten; überdies thut jeder, der das Blatt fördert, ein gutes Werk und nimmt Antheil an den Segnungen des Missionswerkes.

Sür Ansichtskartensammler!

Jeder, wer uns neue sichere Abonnenten zuführt, erhält über Verlangen ebensoviele schöne Ansichtskarten von Aegypten und Sudan, dortselbst aufgegeben und abgestempelt.

Missionshaus Mühland bei Brixen.

Ueltere Jahrgänge

des „Stern der Neger“ sind noch erhältlich und zwar: der erste Jahrgang à 2 K, der zweite (2. für sich abgeschlossenes Halbjahr) à 1 K, der dritte à 2 K.

Alle Jahrgänge zusammen bezogen kosten nur 4 Kronen.

Correspondenz der Expedition.

Eingegangene Geldsendungen. (Vom 28. November bis 15. December 1900.)

Für das Missionshaus:

P. Mohr, Kaplan, Gr. Lejewitz	5 50 K.
H. Stang, Alesäu	52.85 K.
Gesammelt d. Br. Klodt	250.— K.
Almojen für Mühland	1.— K.
Dialer, Benef. Abjam	50.— K.
St. Petrus Claver Sodalität für Reisespesen	200.— K.
Fr. Baronin Steiger-Ramojas, Szeptenez	60.— K.
A. Schönbberger, Fürstenzell	29.30 K.
V. Merzja Pfarrer, St. Martin	10.— K.
B. Erdmann, Hansthal	2.— K.
Cypositus, Stallehr	1.— K.
M. Weber, Linz	2.— K.
Ed. Barowsky, Zla	17.— K.
G. Bertl, O. Cist. Rein	3.— K.
Mantinger, Pf. Pflersch	1.— K.

Fr. Gärtner, Graz	35.— K.
L. Pfafeller, Pfarrer, Mühland	1.— K.
J. Schmid, Domkapitular	1.— K.
Frl. Schumann, Brest	11.— K.
Fr. Stieglitz, Domkapitular, Linz	2.— K.
J. Sigl, Pfarrer, Niederkappel	7.— K.

Für heilige Messen:

P. Mohr, Kaplan, Gr. Lejewitz	2.— K.
Vollmer, Pfarrverw., Laupheim	47.— K.
Ungenannt	10.— K.
Rosenauer	20.— K.
J. Wiese, Düsseldorf	5.40 K.
A. Weckert, Dypeln	85.88 K.
A. Schmid, Pfarrer, Bayerfeld	80.17 K.
Vollmer, Pfarrverweser, Laupheim	35.28 K.

Bücherfundungen giengen ein von: Petrus Claver-Sodalität, Salzburg u. a. m.
Weihnachtsgaben für die Böglinge sandten: Baronin Constanze von Billersdorff, Wien; P. S. D., Innsbruck; Ungenannt, Brixen u. a. m.

Diesen und allen übrigen Wohlthätern sagen wir ein herzliches „Vergelt's Gott!“ und bitten um weitere milde Gaben für unser Missionshaus.



(Deutscher Glaubensbote).

Nr. 1.

Jänner 1901.

IV. Jahrg.

Oesterreichs Missionswerk.

Am 20., 21. und 22. November 1900 wurde in Wien der I. Antislaverei-Congress abgehalten, zu dem außer vielen Gästen aus dem Adel, dem Clerus und Laienstande mehrere deutsche Missionäre erschienen waren. Bei demselben wurde auch die Verbreitung des Marienvereines für Afrika und des „Stern der Neger“ warm empfohlen. Im Nachstehenden bringen wir die daselbst vom hochw. P. X. Geyer, Oberen des Missionshauses der „Söhne hl. Herzens Jesu“ in Mähland über das österreichische Missionswerk abgehaltene Rede:

Rede des hochw. Pater Geyer,

Oberer des Missionshauses in Mähland bei Brigen.

Hochansehnliche Versammlung!

Unter den auswärtigen Missionen steht die Mission von Centralafrika oder Sudan Oesterreich am nächsten. Diese Mission ist mit dem Kaiserstaate durch das Protectorat des Kaisers, durch den Opfertod vieler österreichischer Glaubensboten, durch die Opferwilligkeit der Gläubigen, die im Marien-Verein für Afrika ihren Mittelpunkt findet, durch eine halbhundertjährige geschichtliche Wechselbeziehung enge verknüpft. Das große, nun in Trümmern liegende Missionsgebäude in Chartum bezeugt den Opfersinn Oesterreichs und die einstige Leistungsfähigkeit des

Marien-Vereines. Die Gräber der österreichischen Glaubensboten bezeugen den Opfermuth der Missionäre; Jahre hindurch folgten immer neue Missionäre und über die Gebeine der Landskleute wegschreitend, setzten sie mit Todesverachtung das Werk fort. Das Studium des Todesregisters in Chartum war für mich sehr erhebend; da ist verzeichnet ein Neger und gleich dahinter der Missionär, der denselben in der Todesstunde getauft, und so folgt sich eine lange Todtenliste von Priestern und dazwischen Negern; menschlicherweise gesprochen, ist es betrübend, aber ich erbaute mich an dem Opfermuth dieser Missionäre, welche, den Tod vor Augen, mit apostolischem Eifer auf ihrem Posten standen, Negerseele um Negerseele dem Satan abrangen und schließlich bei dem heiligen Bekehrungswerke das Leben ließen. Dem einstigen österreichischen Consulate in Chartum und den österreichischen Missionären ist es zu danken, daß die Greuel des Negerraubes und des Sclavenhandels im Sudan der Welt bekannt wurden und der erste nachhaltige Anstoß zur officiellen Abschaffung der Sclaverei in Aegypten und Sudan gegeben wurde; es ist dies neben anderen ein unsterbliches Verdienst Oesterreichs um die Völker des Sudan. Es darf daher nicht wundern, daß Oesterreichs Name ein ebenso klavervoller im Sudan war und ist, als seine Marie-Theresien-Thaler die gangbarste Münze sind. — Wenn wir das Wirken Oesterreichs zugunsten der Mis-

sionen betrachten, so finden wir, daß es sich in einem wesentlichen Punkte von den anderen Staaten unterscheidet, ich meine das Ideale und die Uneigennützigkeit der Motive.

Man sagt zuweilen, und ich will nicht entscheiden, mit wie viel Recht oder Unrecht, daß andere Völker die von ihnen protegierten Missionen zu politischen Zwecken ausnützen. Oesterreich übt in Afrika außer der Mission des Sudan noch über die katholischen Kopten, deren Hierarchie durch Leo XIII. wiederhergestellt wurde, und die Franciscanermision Oberägyptens sein Protectorat aus, und dies in allen Fällen ohne jegliche politische Nebenabsichten, sondern um der Ausbreitung des Glaubens willen und der eigenen Ehre als katholische Nation mit frommer Dynastie wegen.

Dieses uneigennützig und selbstlose Wirken Oesterreichs für die Ausbreitung des Glaubens muß den Segen des Himmels herabziehen auf den erhabenen Schutzherrn, den Kaiser, das ganze Kaiserhaus und alle die Länder und Völker der habsburgischen Krone; ein ganz besonderer Segen muß ausgehen über Kaiser und Reich, und vielleicht wird es damit vergolten werden, daß Oesterreich auch Vortheile einerntet, die es nicht gesucht hat, gemäß der Verheißung des Herrn: „Suchet zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, alles Uebrige wird Euch beigegeben werden“.

Und hier kann ich es mir nicht versagen ein Wort über die Colonien einzufügen und dem Wunsche und der Hoffnung Ausdruck zu geben, daß Oesterreich auch eine Colonialmacht werde. Es wäre zum Segen der Missionen und zum Segen Oesterreichs selbst.

Denn es ist etwas ganz anderes, wenn die Mission von der eigenen Colonialmacht auf eigenem Grunde und Boden als ein wichtiger Factor für die Wohlfahrt der Colonie unterstützt wird, als wenn die Mission auf fremden Boden sich nur eines traditionellen Protectorats erfreut, dessen Ausübung auch noch ganz vom Willen der fremden Colonialmacht abhängt. Was man auch immer sonst von der sogenannten Colonialpolitik denken möge, so ist der Einfluß eines christlichen Colonialstaates auf die Entwicklung der Missionen in seinen Colonien viel mehr von Vortheil als von Nachtheil. Mögen auch die Colonialmächte nicht direct die Ausbreitung des Christenthums im Auge haben, so dienen sie alle der Christianisierung der Wilden mehr oder weniger indirect. Alle, welche die Vorgänge in Afrika und anderswo von einem weitsehenden Gesichtspunkte betrachten, werden mir zustimmen, obwohl man über einzelne Punkte anderer Ansicht sein kann.

Zweitens ist in Betracht zu ziehen, daß das ganze Volk in der Heimat mehr Interesse hat für eine Mission in den eigenen Colonien. Welche Summen bringen nicht die deutschen Katholiken für ihre Missionen auf! Wie wachsen dort die Missionshäuser aus dem Boden! Wie mehren sich die religiösen Congregationen! Und dies alles kommt der Heimat selbst zugute. So geht der Aufschwung der auswärtigen Missionsthätigkeit mit der Belebung des Glaubens in der Heimat Hand in Hand. Welchen Aufschwung würde der Marien-Verein, welche Entwicklung das österreichische Missionshaus in — Mähland nehmen, wenn wir eine Mission in einer wirklich österreichischen Colonie hätten! Wie würde da ganz Oesterreichs Volk sich zusammen thun und die Sache dieser Mission zu der seinigen machen.

Ein Land wie Oesterreich muß sich hauptsächlich durch die höchsten Ideen des Glaubens erhalten. Wie im Innern der Glaube, so bildet nach außen die Glaubensverbreitung den Einigungspunkt für die verschiedenen Stämme des Landes. Je eifriger dieselben ihre auswärtigen Missionen fördern, desto enger knüpft sich das einigende Band unter ihnen selbst. Je mehr Oesterreich für die Missionen thut, desto mehr Segen wird es zuhause haben.

Cardinal Wiseman sagte einst, der Glaube werde in England erst dann Fortschritte machen, wenn dasselbe viel für die auswärtigen Missionen thun werde. Dies gilt auch für Oesterreich. Eines der wirksamsten Mittel zur Belebung des Glaubens und zur Herbeiführung wahrer Glaubensinnigkeit und Glaubenswärme ist die möglichst große Förderung des Missionswerkes in den Heidenländern. Um aber eine wirklich rege Theilnahme und eine alle Volksklassen umfassende und nachhaltige Bethheiligung am Missionswerke zu ermöglichen, sind die Colonien ein gutes Mittel.

Aber noch etwas! Aus eigener Anschauung weiß ich, daß im Auslande das Zusammengehörigkeitsgefühl der Oesterreicher viel intensiver ist als daheim. Die Oesterreicher jeder Nationalität und Sprache fühlen sich im Auslande mehr als Landsleute denn zuhause. Die enge Grenze der eigenen Heimat und Sprache macht fanatisch. Der Aufenthalt im Auslande erweitert Herz und Sinn, so daß darin neben der Liebe zur eigenen Heimat auch noch die Achtung für das Fremde Platz findet. Dieser Umstand würde gerade für die österreichischen Verhältnisse von Bedeutung sein. — Außerdem müßte ein Colonialgebiet neben anderen Vortheilen auch den haben, daß dadurch ein Ableitungs- oder vielmehr Anziehungs- und Concentrationspunkt geschaffen würde, in dem sich alle Völker der Monarchie finden

und einigen könnten als Oesterreicher, welches Stammes oder Idioms sie auch seien.

Es thut einem Katholiken fast wehe, zu sehen, daß überwiegend protestantische Mächte ihre Colonien ausdehnen und daß unsere katholischen Missionäre größtentheils in solchen Gebieten wirken; daß hingegen das gut katholische Oesterreich gar keine Colonie hat und seine Missionäre gezwungen sind, in fremden Gebieten zu wirken! Die Stellung Oesterreichs als Großstaat würde es verlangen! Abgesehen von allen materiellen und wirklichen Rück- und Absichten, nur die Sehnsucht allein, das katholische Missionswesen noch mehr aufblühen zu sehen, drängt mir den Wunsch auf die Zunge, es möge das katholische Oesterreich auch seine Colonien bekommen; und dies allein würde mit einem Schlage im ganzen österreichischen Volke eine größere Begeisterung und thatkräftige Theilnahme für die auswärtige Mission wecken, als viele Versammlungen, Reden und Broschüren! Gott gebe es, und zwar bald, zum Segen des Missionswerkes und Oesterreichs selbst!

Zuweilen begegnet man der mißtrauischen Ansicht, daß man in Afrika nichts ausrichte, und daß speciell die Mission von Centralafrika wegen Mißerfolg aufgegeben und in fremde Hände übertragen worden sei.

Die Mission von Centralafrika ist anfangs der Sechziger Jahre theilweise aufgegeben worden wegen Mangel an Missionären. Eine Mission, die größer war als ganz Europa, deren Vereisung in jenen ersten und erfahrungsarmen Zeiten ungleich schwieriger war, als heute, brauchte, um sich zu halten und etwas zu leisten, ein Seminar oder eine Anstalt zur Heranbildung von Nachwuchs und Nachschub von Missionären. Ein solches Seminar fehlte. Nachdem die ausgezogenen Missionäre den Anstrengungen und dem Klima er-

legen waren, und neue sich nicht mehr meldeten, so mußte die Mission eingehen.

Nun ist alles anders geworden. Was längst ein Bedürfnis war, haben wir nun, nämlich ein Missionshaus in Oesterreich selbst für die afrikanischen Missionen. Auf Wunsch des österreichischen Episcopates unter Mitwirkung der Propaganda in Rom und der hohen Regierung gründete die Congregation der „Söhne des heiligsten Herzens Jesu“ in Mähland bei Brizen ein solches Missionshaus. Im Jahre 1895 in einem Landhause eröffnet, wurde die Anstalt im letzten Jahre in den Neubau verlegt. Im August 1899 zogen wir 18 Personen stark ein und heute sind es über 100, nämlich 42 Ordenspersonen (Novizen und Professoren) und 61 Zöglinge und Gymnasialschüler. Es ist sowohl im Interesse der Zöglinge als der Novizen nothwendig, daß erstere in ein eigenes Haus verbracht werden, was bald geschehen soll.

Was wir nun zunächst brauchen, ist Geld. Auf dem Neubau lastet noch eine große Schuld und die Erhaltung des zahlreichen Personales kostet viel. Renten und Capital sind nicht vorhanden, alles muß von milden Gaben erhalten werden. Der größte Wohlthäter von Mähland ist der Marien-Verein.

Aber die jetzige

Spende des Marienvereines reicht nicht zur Erhaltung des dritten Theiles des Personales hin. Daraus folgt, daß der Marien-Verein die größte Verbreitung verdient und vor allen anderen unterstützt werden soll. Er soll ein ganz Oesterreich umfassender Missionsverein werden; das war er einst: in den fünfziger Jahren brachte er bis 80.000 fl. jährlich ein. Das muß der Marien-Verein wieder werden und dann wird Mähland gesichert dastehen und Großes leisten für Afrika.

Es ist billig und recht, daß mit den in Oester-



Der erste Missionär.

reich gespendeten Gaben zuerst die österreichischen Missionshäuser und Missionen unterstützt werden, und da das der Marien-Verein thut, so verdient er an erster Stelle die Sympathie und Unterstützung der österreichischen Katholiken.

Die Unterstützung der Missionshäuser in Europa ist gerade so wichtig, ja noch wichtiger als die Unterstützung der Missionen in Afrika. Ohne Missionshaus keine Missionäre, ohne Missionäre keine Mission. Ich war auch 14 Jahre

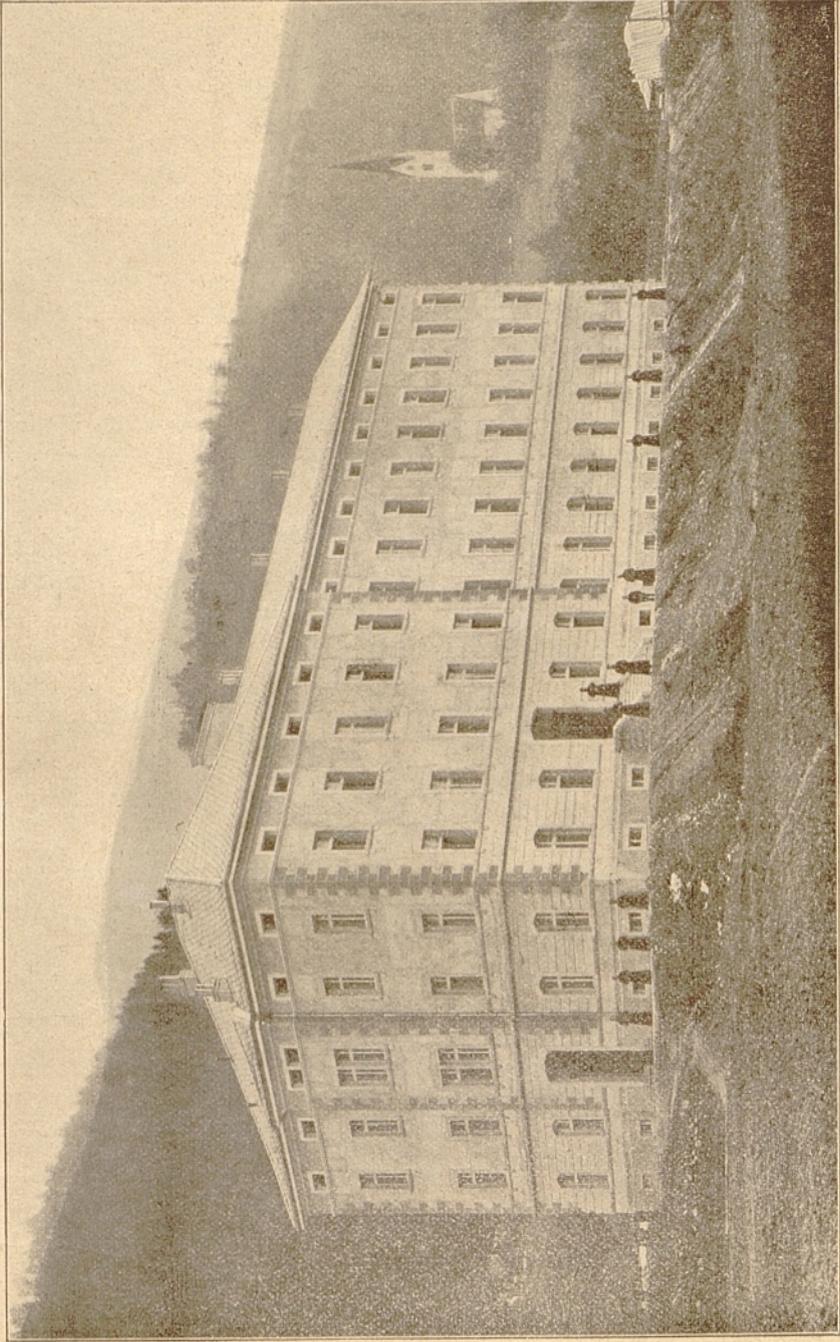
wenn damit ein armer Neger bekehrt wird, oder wenn damit ein Missionär erzogen wird, der einst eine große Anzahl von Negern bekehren wird? Auf welche Weise wird Gottes Ehre mehr gefördert? Ich wiederhole, daß der Fortschritt und Erfolg ganz besonders in den afrikanischen Missionen, wo ein hinreichender eingeborener Clerus noch für Generationen hinaus fehlen wird, an allererster Stelle nach der Gnade Gottes von der verfügbaren Zahl der Missionäre abhängig sein wird. Je mehr und je



Das alte Missionshaus in Mühlau. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

in Afrika thätig und muß nach dem, was ich dort gesehen habe, sagen, daß die Bekehrung der Afrikaner nächst der Gnade Gottes viel mehr eine Frage der genügenden Zahl von Priestern als des Geldes ist. Diese Priester und Missionäre müssen herangebildet werden. Es ist ganz verkehrt zu glauben, daß das Geld, welches den Missionshäusern in Europa zugewendet wird, der Mission in Afrika entzogen oder auch nur weniger fruchtbringend angewendet werde als in der Mission! Das Gegentheil ist richtig. Oder wann wird das Geld fruchtbringender angewendet:

bessere Missionäre da sind, desto eher ist Afrika bekehrt. Missionshaus in Europa und Mission in Afrika sind enge verbunden und ersteres bildet die Grundlage der letzteren. Eine Uhr zeigt um so besser, je besser das Werk ist und daher ist die größere Sorgfalt auf das innere Triebwerk und nicht auf das äußerlich sichtbare Zifferblatt zu verwenden. Das Triebwerk einer Mission ist das Mutterhaus in Europa; je besser dieses in Stand gesetzt ist, desto besser geht es in der Mission und desto mehr Erfolge wird diese erzielen. Alles somit, was



Das neue Missionshaus in Mühlau. (Originalbild des „Stern der Mejer“.)

man für die Instandsetzung und Kräftigung der Missionshäuser in Europa thut, kommt direct der Mission zum Nutzen. Gerade die Geschichte der Mission von Centralafrika spricht dafür wie kaum eine andere.

Unterstützen wir also unsere Missionshäuser und vor allem unsere österreichischen Missionshäuser, die ja vor allen anderen auf Oesterreich angewiesen sind.

Nach dem Gelde sind viele Berufe nothwendig. Junge Priester und Theologen, welche Beruf zum Ordensstande haben und sich dem Missionsstande widmen wollen, finden Aufnahme in Mähland. Priester sind ganz besonders willkommen, da sie nach dem Noviziate gleich verwendet werden können. Sollte einer sich zu schwach fühlen für Afrika, so kann er in den Häusern der Congregation in Europa arbeiten zum Nutzen seines eigenen Heiles und der Mission. Ganz gewiss gibt es unter dem braven Clerus Oesterreichs manchen hochherzigen Priester, der eine stille Sehnsucht hat nach dem Ordensleben und der Missionsthätigkeit. Gott selbst ruft einen solchen und er folge diesem göttlichen Rufe. Studenten der oberen Gymnasialclassen sind ebenfalls erwünscht, ebenso Laien (Handwerker, Bauern . . .) als Ordensbrüder. Alle diese finden Aufnahme in Mähland. Die Studien für Priestercandidaten sind die in Oesterreich vorgeschriebenen, das ganze Gymnasium und die vier theologischen Curse. Schließlicb werden für das Missionsknabenseminar auch brave und talentierte Knaben angenommen und zu Missionspriestern ausgebildet. Zu allen weiteren Aufschlüssen bin ich gerne bereit, wenn man sich vertrauensvoll an mich wendet.

Wer es kann, möge das Missionshaus Mähland noch unterstützen durch Bestellung und Verbreitung der Zeitschrift „Stern der Neger“, die zugleich Organ des Marien-Vereines ist und gerne Berichte bringt. Als österreichische Missionszeitschrift ist sie vorerst für Oesterreich berechnet und man unterstützt durch Bestellung derselben eine katholische und zugleich österreichische Sache.

Hohe Versammlung!

In diesen Tagen geht von Chartum aus die erste Expedition seit den Zeiten Knoblecher's den Weißen Nil hinauf. Unter Führung des Bischofs fahren zwei

Priester und zwei Brüder mit mehreren schwarzen Christen auf dem neuen Missionschiffe „Redemptor“ nach Süden; von Redschef an, wo die Katarakte die Weiterfahrt hindern, geht die Reise zu Fuß weiter in das Land hinein. Es ist dies seit vielen Jahren der erste Vorstoß in das ungeheure Gebiet der Sudanmission! Welcher Unterschied zwischen einst und jetzt! Die Karawanen Knoblecher's brauchten von Kairo nach Chartum drei Monate, heute geht es in sechs Tagen! Wie ganz Afrika näher an Europa, so ist jeder einzelne Punkt Afrikas näher an die Küste herangerückt worden!

Diese und andere Vortheile sind durch die Colonialmächte herbeigeführt worden. Auch Oesterreich hat seinen Antheil daran. Der Oesterreichische Loyd fördert durch die fortschreitende Vervollkommnung der technischen Verkehrsmittel, welche eine stete Erhöhung der Fahrgeschwindigkeit und zugleich Fahricherheit ermöglicht, in mächtiger Weise das Ansehen Oesterreichs im Auslande und gar sehr das katholische Missionswesen in fremden Welttheilen. So sind die Unternehmungen der Mächte und der Gesellschaften in der Hand der Vorsehung ein gewaltiger Factor, um dem Glauben Jesu Christi die Wege zu ebnen! Omnia propter electos! Alles der Auserwählten willen! Alles dient dem hohen Zwecke, den die göttliche Vorsehung vorgesteckt hat! Es sollen Mittel sein, um den Sieg christlicher Cultur über heidnische Barbarei herbeizuführen und das Reich Christi auszubreiten. Zeitweilige Mißerfolge auf der einen oder anderen Linie können den Gang der Ereignisse nicht aufhalten, es sind nur die Geburtswehen der neuen Zeit und der christlichen Zukunft Afrikas. Afrikas Entschleierung gehört zu den größten Errungenschaften des endenden Jahrhunderts. Afrikas Erlösung ist die Aufgabe des neuen Jahrhunderts. Oesterreich darf und will nicht zurückbleiben mit seiner Theilnahme an diesem großen Werke. Einen Ehrenplatz unter den Völkern, welche für die Ausbreitung der Religion Jesu Christi großes gewirkt und so sich selbst die Huld und Gnade des Erlösers gesichert haben, muß und will sich verdienen jenes Reich, welches durch seine Vergangenheit, durch seine echt katholische Dynastie und durch den katholisch-gläubigen Sinn seiner Völker seine eminente Befähigung als Schutzmacht katholischer Interessen bewiesen hat, nämlich das katholische Oesterreich.



Lebensbilder deutscher Missionäre.

P. Moriz Thoman.

(Von ihm selbst erzählt.)

Mein Vater Jakob Thoman war Bürger in der kleinen Reichsstadt Leutkirch in Schwaben und war ein Leinweber. Leutkirch hat eine confessionell gemischte Bevölkerung: Katholiken und Lutheraner. Die Lutheraner aber sind zahlreicher. Zu diesen gehörte auch mein Vater mit seiner Familie, nämlich mit seiner Frau Katharina und zwei Söhnen, Jakob und Josef.

Der ältere Sohn Jakob verschwand plötzlich, ohne Zweifel auf innern Antrieb, aus dem väterlichen Hause und begab sich heimlich zu dem katholischen Pfarrer von Leutkirch, Herrn Moriz Waibl, einem gelehrten und sehr eifrigen Manne, und offenbarte ihm seinen Entschluss, katholisch zu werden.

Der Pfarrer prüfte die Absicht des Jünglings, und da er sie rein und sein Herz aufrichtig fand, unterrichtete er ihn, nahm sein katholisches Glaubensbekenntnis ab und schickte ihn ganz im Stillen nach Innsbruck zum Studium.

Als der Vater erfuhr, was sein Ältester gethan, verkaufte er sein Haus und zog über Arvathen des Pfarrers mit Frau und Kind nach Langenargen, wo sie alle den 19. April 1722 bei den Kapuzinern das katholische Glaubensbekenntnis ablegten. An demselben Tage ward ich geboren und erhielt in der Taufe den Namen meines Paten, des Pfarrers von Leutkirch, — Moriz.

Meine Eltern verlegten nicht lange darauf ihren Wohnsitz nach Feldkirch und im fünften Jahre meines Alters verlor ich meine liebe Mutter. Der ältere meiner Brüder starb als Kapuziner in der Schweiz sehr früh, der jüngere, ein Seidenfabrikant, gieng nach Italien, und ich habe trotz aller Bemühungen nie über ihn etwas erfahren können.

Mein Vater schritt zur zweiten Ehe, und Gott bediente sich derselben, mir meinen Beruf klar zu machen. Denn kaum war das erste Kind der zweiten Ehe geboren, so sieng die Stiefmutter an, mich mit neidischen Augen anzusehen und, wo sie konnte, zu verfolgen. So sah sich der Vater gezwungen, mich aus dem Hause zu entfernen; und weil sein ältester Sohn damals schon in dem Orden der Kapuziner seine Gelübde abgelegt hatte, so wünschte er, ich möchte seinem Beispiele folgen. Er führte mich bald an diesen bald an einen andern Ort und endlich

nach Innsbruck in der Absicht, mich studieren zu lassen. Bei den Kapuzinern erbat für mich der Vater das Essen, von einigen anderen Wohlthätern kleine Beiträge zu meinen übrigen Bedürfnissen und eine bejahrte Jungfrau nahm mich in die Wohnung, wo ich mit einigen anderen Knaben zusammen war. Ich lernte lesen und schreiben und die Anfangsgründe in der lateinischen Sprache und nach zwei Jahren gieng ich auf das Gymnasium, dessen sieben Classen ich in ebenso vielen Jahren mit mittelmäßigen Fortschritten durchmachte. Immer hatte ich mit Noth und Armut zu kämpfen; denn vom Vater, der selbst nur mit Mühe sich durchbringen konnte, ward mir keine Hilfe. Nur die Hoffnung auf ein besseres Los, das ich mir durch mein Studium erringen wollte, unterstützte mein Vorhaben.

Nachdem ich das Gymnasium vollendet hatte, gieng ich nach Bozen und studierte bei den PP. Dominicanern Philosophie. Hier lebte ich bedeutend besser, denn durch Unterricht, den ich einigen Kindern gab, verdiente ich meinen Unterhalt. — Nach Vollenbung der Philosophie war ich in der größten Verlegenheit. Mein Vater und mein Taufpate, auf dessen Hilfe ich mich am meisten verließ, waren beide schon gestorben, und ich hatte nun keinen Menschen, von dessen hilfreicher Hand ich etwas erwarten konnte. Zudem war ich bereits 21 Jahre alt, also in einem Alter, wo es hohe Zeit war, daß ich mich für einen Stand entschied.

Ich wählte endlich auf Zureden eines sehr guten Freundes das Studium der Medicin, kehrte nach Innsbruck zurück und studierte hier auf der Hochschule drei Jahre. Nun war es Zeit, daß ich als Doctor der Medicin promovierte; das war mir aber unmöglich, denn es fehlte mir das hiezu nöthige Geld. Der einzige Ausweg wäre gewesen, daß ich nach dem Beispiele vieler Anderer einem Frauenzimmer unter der Bedingung, daß sie mir das nöthige Geld lieh, die Ehe versprochen hätte. Aber dazu mich zu entschließen — nein, das war mir nicht möglich.

Ich gieng also wieder nach Bozen und faßte da in einer schlaflosen Nacht den Entschluss, nach Italien und hauptsächlich nach Rom zu reisen, dort in den berühmten Spitälern zu practiciern und endlich wieder in Deutschland einen Lebensunterhalt zu suchen.

Um sicherer reisen zu können, kleidete ich mich als Pilger, verließ am 27. December 1747 das liebe Bozen und kam in Gesellschaft eines Dominicaner-Laienbruders den 20. Januar 1748 meistens zu Fuß nach Rom. Mein Logis nahm ich bei einem päpstlichen Soldaten, der ein Schweizer war. Ich fieng gleich an, fleißig die Spitäler besonders das Spital vom heil. Geiste in Saffia zu besuchen.

Im Monate Mai, als ich kaum vier Monate in Rom war, ward zwischen Voretto und Rom ein ungarischer Officier von einem deutschen Cavalier auf offener Straße angegriffen und ermordet, und der Mörder war nach der That, als Pilger verkleidet, nach Rom zurückgekommen. Dies wußte die Obrigkeit und es wurde ihr zugleich hinterbracht, der Missethäter wohne im Vicolo del fico bei einem päpstlichen Soldaten. So trafen alle Umstände auf mich zusammen.

Den 15. Mai abends kamen auf einmal vier oder fünf Schergen ins Haus und fragten jeden und endlich auch mich um Namen, Vaterland u. s. w.

Ich wies zu meiner Rechtfertigung meinen Taufschein, meine Studienzeugnisse und meinen Paß vor. Aber das war nicht genug. Ich mußte ihnen meinen Koffer öffnen, und als sie da mein Pilgergewand fanden, fragte mich der Chef der Häfcher, ob es mir gehöre. Als ich es bejahte, schickte er einen aus seiner Begleitung an die Obrigkeit, der anfrag, ob sie mich gefangennehmen sollten. Dieser Bote kam wirklich bald wieder mit dem fürchterlichen Befehle zurück. Ich wurde nochmals gefragt, ob dieses Pilgergewand mir gehöre, und als ich es bekräftigte, ward ich gebunden und mit großer Vorsicht in das große und prächtige Gebäude der römischen Kerker gebracht. Die Straßen, durch die man mich führte, waren alle mit Häfchern besetzt, damit ich ja nicht entrinnen könnte. Ich mußte gleich ein Verhör bestehen, wo mir einzelne allgemeine Fragen gestellt wurden; am ganzen Körper untersucht, wurde ich dann in ein Gefängnis geführt, wo fünf Verbrecher lagen.

Da lag ich nun auf einem Strohsack und einem Kopfpolster, das ich mir von meinem eigenen Rocke machte, im Gefängnisse unter fünf Verbrechern, die vermuthlich alle den Galgen verdient hatten, in einem fremden Lande, ohne Freunde, ohne Hilfe, und selbst des größten Verbrechens beschuldigt. — Ich sagte meinen sauberen Kameraden, ich sei ganz unschuldig. Aber sie gaben mir als tröstliche Antwort, es sei kaum möglich, daß ein Unschuldiger in dieses Gefängnis geworfen werde. — Doch ich war meiner Unschuld bewußt und schließ drei Stunden ganz ruhig. Den andern Tag morgens früh ertheilte ich

einigen Mitgefangenen, die krank lagen, nach meinen medicinischen Kenntnissen guten Rath, und bald darauf kam der Kerkermeister, befahl mir, mich anzuziehen und mit ihm zu gehen. Ich sagte den Gefangenen mein erstes und letztes Ade und folgte dem Kerkermeister. Dieser gab mir alles wieder, was er mir abends zuvor abgenommen hatte und führte mich in den Verhörssaal, wo der Lieutenant oder Oberaufseher über die Kerker war. Er fragte mich, mit dem Schlüssel meines Koffers in der Hand, ob ich ihn kenne. Ich bejahte es, denn er war es, der mich tags zuvor hatte binden lassen und mich bis zum Gefängnisse begleitet hat. — „Nun vergeben Sie uns die Unbill und Schmach,“ sagte er, „die wir Ihnen zugefügt haben. Ihre Unschuld ist erwiesen: Sie können von nun an nach Belieben in Rom leben. Niemand wird Ihnen auch nur ein Haar krümmen.“ — Und so ward ich in aller Frühe wieder entlassen und zwar ohne daß ich für die Nachtherberge was zahlen mußte.

Mein erster Gang war in eine Kirche, um Gott für meine Befreiung zu danken. — Die Freude meiner Freunde war bei meiner Zurückkunft außerordentlich groß. Sie gerade hatten meine schnelle Befreiung erwirkt, indem sie mir das einstimmige Zeugnis gegeben haben, daß ich seit meinem Aufenthalte in Rom nie eine Nacht außer dem Hause zugebracht habe. Und das war genug, meine Unschuld zu beweisen. Von dem deutschen Cavalier aber war es sicher, daß er anfangs in Rom gewesen, dann nach Voretto gereist und wieder nach Rom als Pilger zurückgekehrt sei.

Sollte dieser Zufall vielleicht eine Probe gewesen sein, ob ich Standhaftigkeit genug besäße, in der Folge einmal in einem schrecklichen, schmutzigen Gefängnisse so viele Jahre zuzubringen, als ich in dem römischen Gefängnisse Viertelstunden zugebracht habe? —

Ich fuhr dann wieder fort, die römischen Spitäler zu besuchen; aber die Sorge um die Zukunft lastete mir schwer auf dem Herzen. Ich war nun schon in einem Alter von 27 Jahren und hatte noch immer keine Aussicht, zu dem Ziele zu gelangen, das ich mir vorgesteckt hatte. Aber gerade da, wo ich es am wenigsten glaubte, war ich meinem Ziele, das nicht ich, sondern Gott mir gesteckt hatte, am nächsten.

Damals befand sich in Rom der Jesuit, P. Archangelus d'Origni, ein Veroneser, Generalprocurator der goanischen Provinz, und suchte taugliche Männer, die er als Missionäre nach Indien schicken wollte. Dies erfuhr ich und gleich ward alsdann mein Entschluß gefaßt, Jesuit zu werden. Den nämlichen Entschluß hatte ich schon früher in Innsbruck gefaßt, aber mir wieder aus dem Sinne geschlagen.

Ich gieng also zu dem Pater, entdeckte ihm meinen ernstlichen Willen, als Jesuit und Missionär Gott zu dienen und bat ihn, mich in den Orden aufzunehmen. Ich erhielt auch gleich von ihm die erwünschte Zusage, nur, sagte er, müßte ich dazu auch noch die Zustimmung des hochwürdigen P. Generals und des Provincials der römischen Provinz haben. Ich stellte mich beiden vor und beide hießen mein Vorhaben gut und bestärkten mich in demselben.

Nachdem ich dem goanischen P. Procurator alle meine medicinischen Zeugnisse vorgezeigt hatte, wünschte er, ich möchte vor meinem Eintritte in die Gesellschaft Jesu noch Doctor der Heilkunde werden; deshalb schickte er mich auf Kosten der Gesellschaft nach Macerata und gab mir ein Empfehlungsschreiben an den Rector des dortigen Jesuiten-Collegiums mit, in welchem ich während meines ganzen Aufenthaltes gut bewirct worden bin.

Macerata ist eine berühmte alte Stadt in Umbrien, die eine Universität hat. Auf dieser ward ich den 2. December 1750 nach bestandener Prüfung Doctor der Medicin und Philosophie und zugleich Comes Palatinus und Eques auratae Militiae. Nebst den Ceremonien der Promotion ward mir auch wegen meines Titels „Ritter“ ein Helm auf das Haupt gesetzt und ein Degen an die Seite gehängt.

* * *

Als ich mit meinem Doctordiplom nach Rom zurückkehrte, war dies dem P. Procurator noch nicht genug. Ich mußte noch ein practisches Examen in der Medicin machen. Und als ich auch dieses glücklich bestanden hatte, ward mir endlich der 13. December zum Eintritte ins Noviziat bestimmt. — Der bestimmte Tag kam und ich verabschiedete mich von meinen Freunden. Ganz deutlich kam ich mich noch erinnern, daß mir jemand bei dieser Gelegenheit vorgestellt hat, ich solle doch meinen Vorsatz ändern. Es sei gewiß besser, wenn ich in Deutschland mich verheirathete, als wenn ich in Indien unter den Heiden oder in Afrika unter den Negern schmachten würde. Ohne auf diese falsche Sirene zu hören, eilte ich dem Noviziate di Sant Andrea zu, wo nach altem Brauche einige Patres aus anderen Häusern der Gesellschaft Jesu mich erwarteten und bewillkomnten.

Ich behielt anfangs meine weltlichen Kleider, wohnte in einem besondern Zimmer und ward von einem Novizen in den gewöhnlichen Uebungen und Einrichtungen unterwiesen. Nachdem ich die geistlichen Exercitien des hl. Ignatius gemacht hatte, erschien ich am 20. December zum erstenmale im geistlichen Kleide und ward den übrigen Novizen zugefellt.

In meinem ganzen Leben habe ich keine so glücklichen Stunden gehabt, als die 21 Monate, die ich in dem Noviziate zu Rom zugebracht habe. — Meine Mitnovizen waren aus hohem Adel, hatten edle Gesinnungen und waren einem hl. Moysius und Stanislaus ähnlich, die ihre Probefahre in dem nämlichen Hause bestanden hatten. — Der Rector, der zugleich Novizenmeister war, prüfte mich zwar einige Monate mit einem verächtlichen Amte, das er mir aufstrug. Er dachte vielleicht, ich möchte wegen meines Doctor-titels und meiner Jahre (denn die übrigen Novizen nannten mich gewöhnlich nur den Alten) mehr Stolz als andere haben. Als er aber sah, wie ich alles mit heiterer Miene und gutem Willen verrichtete, fieng er an, mit mir ganz vertraulich zu werden. Wenn er unwohl wurde, fragte er mich um Rath; auch in Indien habe ich noch schöne Briefe von ihm geerhalten. Ueberhaupt war ich im Noviziat von allen geehrt und geliebt, und ich kann sagen, daß mir damals an Leib und Seele nichts fehlte.

Die italienische Sprache hatte ich bereits so gut gelernt, daß man mich kaum mehr für einen Deutschen hielt, deswegen wurde ich an den Sonn- und Feiertagen gewöhnlich auf die großen Plätze der Stadt Rom geschickt, um dem Volke Christenlehre und kurze Predigten zu halten.

Am letzten April 1751 mußte ich in Gesellschaft von zwei Novizen mit dem Bündel auf dem Rücken und dem Pilgerstab in der Hand eine Reise nach Assisi antreten. In den Orten, an denen wir vorüberkamen, hielten wir meistens gegen Abend und auf öffentlichen Plätzen christlichen Unterricht und kurze Predigten. Scharenweise begleitete uns das Volk, folgte uns in die Kirche und verrichtete mit uns Gebete. Zu Ende des Monates Mai haben wir frisch und gesund wieder das liebe Noviziat erreicht.

Das folgende Jahr mußte ich wieder den letzten April auf eine solche Missionsreise ausgehen, diesmal auf Monte Cassino.

Mancher könnte die Frage aufwerfen, warum die Gesellschaft Jesu ihre jungen Novizen einen ganzen Monat lang als Pilger ausschickte, da doch kein anderer Orden so harte Prüfungen auferlegt. Ich antworte darauf, daß dieses nothwendig war, weil die Mitglieder der Gesellschaft Jesu mehr als andere Ordensmitglieder mit der Welt umgehen und verschiedene Aemter verwalten mußten. Bei Gelegenheit solcher Pilgerfahrten zeigte jeder seine Sitten, seine Leidenschaften, seine Wissenschaft und Standhaftigkeit in seinem Berufe. Mir wurde diese Pilgerfahrt vermuthlich darum zweimal aufgetragen, weil ich für die Missionen in Asien und Afrika bestimmt war und darum eine genauere Prüfung als andere nöthig

hatte. Ich setzte in Rom mein Noviziat bis September 1752 fort. Nun beschloß der goanische Procurator, einige, die er aufgenommen hatte, nach Indien zu schicken, und unter diesen war auch ich.

Nach einem herzlichen Abschiede von unserem geliebten Novizenmeister und den 42 Mitnovizen traten wir am 17. September 1752 die Reise an, — vorläufig nur nach Lissabon, wo wir das Ende des Noviziates abwarten mußten.

Nach drei Monaten legte ich daselbst die drei gewöhnlichen Ordensgelübde ab. Bald darauf erhielt ich die vier niederen Weihen. Es fehlte nicht viel, so wäre ich schon damals meines Alters wegen zum Priester geweiht worden. Aber einige widersprachen und hoben Beispiele hervor von solchen, die zu früh zum Priesterthume befördert worden und dann die Gesellschaft Jesu wieder verlassen hätten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Untergang des Chalifen Abdullahi.

Von P. Otto Guher, F. S. C.

Am 2. September 1898 war es, wo, wie wir bereits im III. Jahrgange dieser Zeitschrift berichtet haben, der Schauplatz des Ruhmes und der Schande des Chalifen Abdullahi, Omderman, in die Hände der englisch-ägyptischen Truppen gefallen war. Der Chalife selbst suchte mit der decimierten Schar seiner Getreuen sein Heil in der Flucht. —

Am folgenden Tage durchstreiften die Regierungssoldaten die eroberte Stadt, um sie nach Waffen durchzusuchen, nebenbei nahmen sie aber auch sonst alles mit, was ihnen gefiel, ohne lang zu fragen, ob die Eigenthümer damit zufrieden waren oder nicht. „Wir haben schon das Recht, etwas von euch zu erhalten“; sagten sie, „haben wir euch denn nicht von dem Joche des Chalifen befreit? Danket Gott dafür!“

Auch ein schwarzer Soldat vom 14. Bataillon streifte so umher und spähte nach einem Fang, als er sich plötzlich vor einem großen Hof befand; er trat ein und stand bald vor einer großen offenen Thür; innerhalb der Thürschwelle erblickte er ein rundes kupernes Becken (Tetsch), das mit silbernen Maria Theresia-Thalern, hier göschali genannt, angefüllt war. Der Anblick des glänzenden Metalls electricierte förmlich den habgierigen Schwarzen und ließ ihm keinen Verdacht schöpfen. Gierig stürzte er sich auf das blinkende Geld, aber hinter der Thür stand ein wilder, blutdürstiger Baggara-Emir versteckt, ein wohlgeschliffenes Schwert in der Hand. Kaum hatte sich der schwarze Soldat über dem Geld niedergebückt, hieb ihm der Emir mit einem gewaltigen Streiche den Kopf ab, schleppte den Leichnam in das Vorhaus und warf ihn sammt dem Kopfe in eine Ecke. So kamen nacheinander sechs Soldaten, alle vom 14. Bataillon, wollten sich gleichfalls des Geldes bemächtigen und alle sechs büßten ihre Geldgier mit dem Kopfe. Der siebente Soldat, der in den Hof kam, war ein schwarzer Christ aus unserer Negercolonie Gefirah bei Kairo. Dieser war klüger als seine Vorgänger, er machte zuerst eine Runde in dem

geräumigen Hofe. Vor dem Eingang eines Zimmers sah er einige Frauen sitzen.

„Gibt es da drinnen Leute?“ fragte er sie.

„Nur einige arme Verwundete“, lautete ihre Antwort.

Der Soldat trat ein und fand hier wirklich mehrere verwundete Krieger.

„Wer seid ihr?“ fragte er sie.

„Wir sind Baggara; tödte uns!“

„Das thu' ich nicht, ich bin kein Mörder“, erwiderte der Soldat und gieng aus dem Zimmer. Bald traf auch er auf jene verhängnisvolle Thür und blieb davor stehen. Er sah da hinter der Thür den Fuß eines Soldaten hervorschauen, auf dem Boden war eine Blutlache, ebenso war auch das Geld mit Blut besetzt. —

„Bei diesem Anblicke“, erzählte mir der Soldat, überließ mich ein kalter Schauer, wie ich ihn in der Schlacht nie verspürt hatte. Was ist da los? rief ich mit zitternder Stimme und ergriff die Flucht. Im selben Augenblick pfiß eine Kugel an mir vorüber. Der Baggara-Emir hatte durch eine kleine Thüröffnung auf mich geschossen, zum Glück aber nicht getroffen. In aller Eile brachte ich von der Straße 10 Kameraden herein. Indessen hatte schon der Emir den „Tetsch“ von der Thür weggenommen und letztere fast ganz geschlossen. Wir schossen darauf los, — sämmtliche 11 auf ein Mal. Die Thür zerbrach, und der Baggara-Emir, der hinter ihr stand, fiel von Kugeln durchbohrt auf seine enthaupteten Opfer. Wir drangen ein und erblickten mit Entsetzen die Leichname unserer armen sechs Kameraden mit abgeschnittenen Köpfen. Obenauf lag der Emir tödtlich verwundet; er war am Fuße, am Kopfe verwundet und hatte an der Seite eine klaffende Wunde, aus der ihm die Eingeweide hervordrangen. Meine erbitterten Kameraden — Mohammedaner — zogen den Halbtoöden in den Hof hinaus und machten ihm mit Fußtritt an den Kopf ein Ende. Im Zimmer herumstöbernd fanden wir noch andere 4 Baggara, auch diese wurden von meinen aufgeregten Kameraden ermordet. Außer dem

kupfernen Becken fanden wir noch — in der Erde vergraben — zwei Kisten voll von Maria Theresia-Thalern. Die Nachricht hatte sich indessen wie ein Lauffeuer verbreitet. Eilends kamen ein englischer und drei arabische Officiere herbei. Unsere armen Kameraden wurden bestattet, das Geld wurde fortgetragen, und unsere Namen aufgeschrieben; nachher erhielten wir ein gutes Trinkgeld.“ — Und der Soldat beendete seine Erzählung, indem er hinzufügte: „So fühlte ich sozusagen mit den Händen, wie sehr mein Bruder, der ebenfalls Soldat ist, Recht

Während der Beschickung nämlich hatten sich verschiedene Weiber des Mahdi und des Chalifen und noch andere ins Grabmal geflüchtet. Die abergläubischen Leute hatten sich auf den Boden geworfen und lehnten sich mit den Köpfen an den Grabhügel in der Meinung, die Kraft des Mahdi werde sie gegen die Bomben schützen. Die Bomben aber drangen bis ins Heiligthum der Dervische ein, setzten sämmtliche an den Wänden aufgehängte Schmuckgegenstände in Brand, zerbrachen das eiserne Gitter um das Grabmal herum, zertrümmerten selbst den harten Grab-



Lager ägyptischer Soldaten.

hatte, als er mir vor einigen Jahren beim Eintritt in das Militär empfahl: Du, wenn du im Kriege Geld findest, rühre es ja nicht an, sonst kostet es dir das Leben.“ —

Nach der Niederlage des Chalifen konnten endlich die Christen von Omderman wieder einmal aufathmen. Frauen, denen es Jahre und Jahre lang unmöglich gewesen war, ihre Häuser zu verlassen, durften nunmehr ohne Furcht ein- und ausgehen und sie benützten auch diese günstige Gelegenheit, um die Wohnungen ihrer einstigen Unterdrücker zu besichtigen. Sie suchten auch das Grabmal des Mahdi auf und fanden, daß der Boden desselben eine einzige Blutlache war.

stein und schlugen den ringsum stehenden Leuten die Köpfe, Arme und Beine ab. Es war ein grauenhafter Anblick. —

Als die christlichen Frauen von ihrem Rundgang durch die Stadt heimkehrten, sahen sie manche ihrer einstigen stolzen und herrischen Unterdrücker, Misegat, Taascha und Hamar, — die Straßen reinigen. Die Regierungstruppen hatten nämlich bei ihrem Eintreten in Omderman die Straßen voll Schmutz und Unrath gefunden. Sie trieben einfach die einst so stolzen und grausamen Dervische, deren sie nur habhaft werden konnten, zusammen, und nun lagen diese da in Gruppen von ungefähr je 100 auf dem Boden

und mußten mit den Händen den Straßenschmutz zusammenhäufeln; hinter jeder Gruppe standen einige Soldaten mit der Peitsche in der Hand. Das war freilich für die Derwische eine bittere Demüthigung, aber — es kommt halt immer der zahlende Tag. —

Der flüchtige Chalife nahm den Weg nach Südwesten und zog gegen El Obeid, der Hauptstadt von Kordofan; mit ihm eine zahlreiche Menge. Die Verwirrung und Unordnung dieser kopflosen, fliehenden Menschenmasse zu beschreiben, ist ein Ding der Unmöglichkeit. Den Flüchtigen mangelte es an Wasser und Lebensmitteln; die einen warfen sich auf die anderen, rissen sich gegenseitig die Kleider vom Leibe und sogar das Brot vom Munde. Viele und viele erlagen längs des Weges aus Hunger, Durst und aus Uebermüdung. Zahlreiche fielen in die Hände der Reiterungssoldaten, die zu Pferde in vollem Galopp der fliehenden Menge nacheilten.

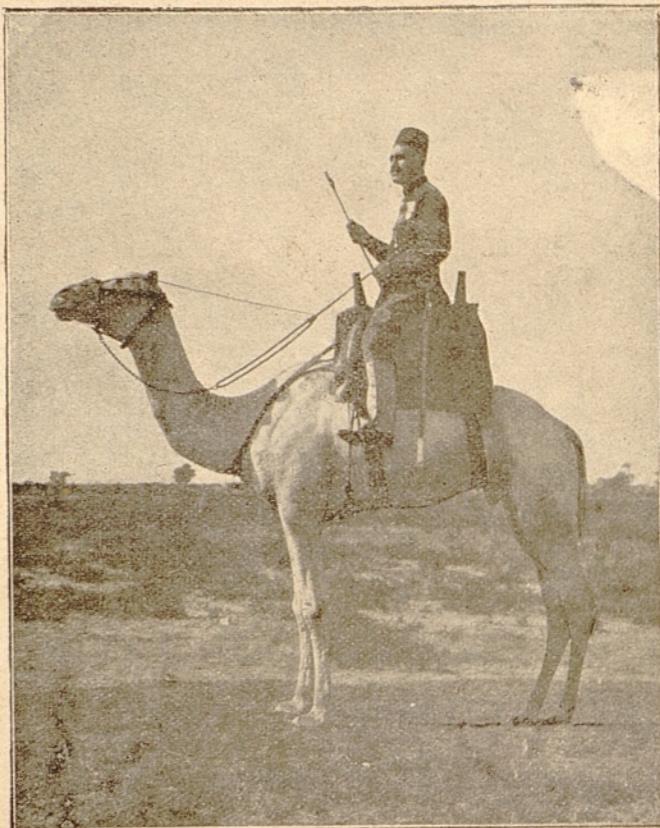
Ueberall ließ der Chalife an der Bevölkerung seinen Grimm aus über die erhaltene Niederlage. Nach

monatelangem Herumziehen machte er endlich auf dem Berge Fogor im Lande der Dar-Nuba, südlich von Kordofan halt. Flotte Mahlzeiten wie anno dazumal hielt er wohl nicht mehr, denn er hatte selbst zuvor schon alles verwüstet und ausgeplündert. Unter seinen Leuten herrschte ein solcher Hunger, daß sie die Blätter von Pflanzen und Bäumen zerrieben und aufzehrten.

Leute aus jener Gegend kamen nach Omderman und verriethen dem Sirdar den Aufenthalt des Chalifen.

Der Sirdar beschloß, ihn gefangen zu nehmen, brach mit seinen besten Truppen auf und begab sich nach Kafa im Lande der Schilluk, um von dort nach Jongor vorzudringen. Schon war das Heer in Bewegung, als der Sirdar die Nachricht erhielt, der Chalife habe Jongor verlassen und ziehe gegen Omderman. Abdullahi war nämlich in Kenntniß, daß der Sirdar mit den besten Truppen abgezogen war

und daß Omderman schwach besetzt sei. Deshalb dachte er die günstige Gelegenheit gefunden zu haben, wieder in seiner alten Residenzstadt sich festsetzen zu können. Der Sirdar kehrte mit dem ganzen Heere in aller Eile nach Omderman zurück und fand die Stadt in Furcht und Bangen. Bald darauf mußte er sich nach Aegypten begeben und ließ den Oberst Wengate als seinen Stellvertreter zurück.



Ein ägyptischer Officier zu Kameel.

in Sennar neuen Aufstand erregen soll. Wengate brach in aller Eile mit zwei schwarzen Regimentern, mit Kameelreitern, Cavallerie und Geschützen auf. Nach anstrengendem, dreitägigem Marsche gelangte er nach Faschaschoa. Achmet Fabil hatte sich am vorhergehenden Tage zurückgezogen. Wengate verfolgte ihn und schlug ihn bei Om-Allida; Achmet Fabil konnte sich nur mit wenigen seiner Leute zum Chalifen retten.

Der Chalife hatte sich indessen von Abrukub nach Omdebriga begeben. Wengate zog ihm nun entgegen.

Die Truppen marschierten bei Nacht des Donnerstages bis 3 Uhr nach Mitternacht, als sie plötzlich in der Nähe das Wiehern eines Esels vernahmen. Sie giengen der Stimme nach und gelangten an eine Anhöhe, die sie sofort besetzten. Am Fuße derselben inmitten des Buschwerkes befand sich das Lager des Chalifen, der bereits durch seine Kundschafter vom Heranrücken des Feindes benachrichtigt worden war. Um 4 Uhr fiel in das Lager des Chalifen der erste Kanonenschuß. Derselbe befahl seinen Weibern zu entfliehen und ließ die Kriegstrommel schlagen. Die Dervische stürzten sich unter der Führung des Scheich al din, etwa 10.000 Mann stark, von verschiedenen Richtungen auf die ägyptischen Truppen, die sich um ein zwischen beiden Lagern befindliches Wasser postiert hatten.

„Ich will euch zeigen, wie man die Maxime nimmt“, schrie der Anführer und stürzte sich mit den Seinen auf das Geschütz los. Jedoch eine Kugel verwundete ihn am Arme, und er zog sich zurück. Der Angriff der Dervische wurde völlig zurückgeschlagen.

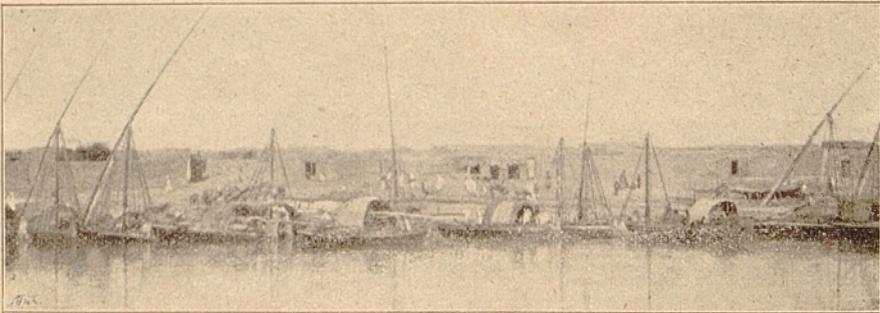
Als der Chalife davon hörte, sagte er zu seiner Umgebung: „Wer entfliehen will, der entfliehe. Wer sterben will, der nehme Platz an meiner Seite!“ Hierauf ließ er sein Schaßfell ausbreiten und setzte sich darauf nieder. Um ihn herum nahmen seine Emire und seine Leibwache Platz. Die Ägypter schossen in die Menge hinein, ohne deutlich unterscheiden zu können, denn es war noch dunkel. Endlich drangen sie mit den Bajonetten ins Lager hinein und fanden den Chalifen todt auf seinem Bette liegen; um ihn herum seine Emire auch meistens todt. Der Chalife war wohl beleibt und seine Emire ebenso. „Das sind also die fetten Blutsauger, die anderer

Leute Hab und Gut verzehrt haben“, sprachen verächtlich die Soldaten und begruben sie.

Die zahlreichen Weiber des Chalifen, welche beim ersten Kanonenschuß die Flucht ergriffen hatten, wurden von den Kameelreitern eingeholt. Darunter war auch der „Paradiesvogel.“ Die Weiber des Chalifen durften auf Kameelen reiten, die übrigen Gefangenen mußten laufen. Das behagte aber dem holden „Paradiesvogel“ nicht, und er fieng an zu singen, aber nichts weniger als im zarten Tone. „Wer bist denn du, daß du ein so freches Maul hast?“ fragte man sie. Ich bin der „Paradiesvogel“, gab sie zur Antwort. „Kennt ihr mich denn nicht; mich hat der Chalife ebenso geliebt, wie jedes seiner Weiber. Ich will auch ein Kameel haben.“ Nun so bekam halt der „Paradiesvogel“ auch ein Kameel und dann gieng die Reise ohne weiteren Zwischenfall bis Omderman. Die Familie Abdullahi's wurde nach Rosette in die Verbannung geschickt, der „Paradiesvogel“ aber zieht heute hier auf den Straßen herum; sie schimpft die Leute und die Leute schimpfen sie. — Die Niederlage und der Tod des Chalifen Abdullahi bei Omderman waren der letzte entscheidende Schlag für das Dervischreich; es hörte auf zu sein — — —

Der verderbliche Aufstand des Mahdi hat der Mission von Centralafrika ungeheuren Schaden zugefügt und sämtliche Missionsstationen des Sudan zerstört. Der Herr hat es zugelassen. Nun aber der Sturm vorüber ist, wollen wir uns aus allen Kräften bestreben, von neuem die Lehre der Erlösung den Völkern von Centralafrika zu predigen.

Dazu ersuchen wir uns aber den Beistand der frommen Leser durch ihr Gebet und ihr Almosen.



Omderman. (Originalbild des „Stern der Neger.“)

Der jüngste Erdtheil und seine Bewohner.

Der fünfte und jüngste Erdtheil besteht aus einem Festlande, drei großen Inseln und vierzehn Hauptinselgruppen, nebst zahlreichen kleineren Gruppen, Inseln, Eilanden und Klippen des großen Oceans. Die geographische Lage hat diesem Erdtheil verschiedene Benennungen eingebracht; so nennen ihn die Franzosen Oceanien und rechnen ihn dem ganzen indischen Archipel zu; englische Geographen machen einen Unterschied zwischen dem Festlande und den nächstgelegenen Inseln einerseits, sowie den übrigen Inseln andererseits. Jene nennen sie Australasien, diese Polynesien. Einige deutsche Geographen nennen den Erdtheil Südindien, andere gar Nothasien, wir bleiben jedoch bei der Bezeichnung Australien.

Das Festland von Australien, auch Neuholland genannt, ist fast so groß wie Europa; es mißt 7,559,938 Quadratkilometer. Seine größte Ausdehnung von Norden nach Süden beträgt etwa 3000 Kilometer, die von Westen nach Osten etwas über 3700 Kilometer.

Wohl kamen schon vor 350 Jahren kühne portugiesische Seefahrer, die unerschrocken in unbekannte und unermessliche Meere hinaussteuerten, an die Küsten von Neuholland, im 17. Jahrhundert wiederum die Holländer, aber weder die einen noch die anderen setzten sich fest, das Land gerieth über anderen Entdeckungen in Vergessenheit, und so kann man sagen, daß Australien erst vor etwas mehr als hundert Jahren durch den berühmten Weltumsegler James Cook entdeckt und bekannt wurde.

James Cook (geb. 1728) war der Sohn eines armen englischen Landmanns in der Nähe von York. Schon früh kam er in die Dienste eines Schiffers, welcher von Newcastle nach London Steinkohlen brachte. Auf diesen kleinen Reisen kam er bald zu der Einsicht, wie ehemals Columbus, daß man ohne Kenntniß der Mathematik ewig ein gemeiner Schiffer bleiben müsse, und das wollte er nicht. Er sparte also alle Pfennige zusammen und nahm Privatunterricht in der Mathematik. Seine Kenntnisse und seine Pünktlichkeit wurden schnell anerkannt, seine Sparsamkeit artete aber leider bald in häßlichen Geiz aus. Bei der englischen Marine angestellt, erhielt er ein Schiff mit zwölf Mann und den Befehl, die Küsten von Neufundland aufzunehmen; diesen Auftrag führte er zur größten Zufriedenheit

seiner Oberen aus. Zurückgekehrt lebte Cook in einem kleinen Hause am östlichen Ende Londons, bis die Regierung seine Kenntnisse und seinen Mannesmuth wieder in Anspruch nahm.

In der Südsee sollte der Durchgang des Planeten Venus durch die Sonne beobachtet werden, und deswegen wurden die Gelehrten Banks und Solander abgeschickt, Cook führte das Schiff und hatte Gelegenheit, als Säckelmeister für sich einen Gewinn von 3000 bis 4000 Pfund Sterling zu erlangen, aber er machte für die Erdkunde auch wichtige Entdeckungen. Man steuerte zuerst nach Brasilien, dann in das Cap Horn nach Tahiti, dem Ziele der Reise. Nachdem der Planetendurchgang genügend beobachtet war, steuerte Cook tief nach Süden hinab; er vermuthete nämlich am Südpol ein großes Land, welches Südländ heißen sollte. Aber das Eis in der Polargegend ließ ihn nicht durch, sondern zwang ihn, das Steuer nach Neuseeland zu richten, wobei er eine neue Meeresstraße fand, die nach ihm Cookstraße benannt wurde. Dann fuhr er in die Botanybai auf Neuholland ein und ergriff (im Jahre 1770) von diesem neuen Festlande für England den Besitz. Die Botanybai, unfern des heutigen Sydney, in welcher er ankert hatte, schien ihm wie geschaffen für die Anlage einer Colonie. Dann segelte er längs der ganzen Ostküste hinauf, unter unsäglichen Mühen und Gefahren; die Gelehrten, die bei ihm waren, machten eine Menge Beobachtungen und sahen neuartige Thiere und Pflanzen so seltsamer Art, wie sie ähnliche noch nirgends in der Welt gefunden hatten. Von da durchfuhr Cook zum erstenmale wieder seit dem Jahre 1606 die Torresstraße zwischen Neuholland und Neuguinea und kehrte dann um das Cap der guten Hoffnung nach England zurück. So war eine Reise um die Erdkugel vollendet, die drei Jahre lang gedauert hatte.*)

*) Da auch die weiteren Schicksale James Cooks unsere Leser interessieren dürften, theilen wir sie hier in gedrängter Kürze mit. — Schon im folgenden Jahre 1772 ward Cook abermals ausgeschiedt, das Südländ aufzusuchen. Er nahm europäische Thiere und Sämereien mit, um die Inseln der Südsee, besonders Tahiti und Neuseeland, mit denselben zu versehen. Zweimal drang er während dieser Reise in die südliche kalte Zone vor, das letztemal bis zum 71° südlicher Breite, und erbrachte den Beweis, daß in dieser Gegend kein bedeutendes festes Land zu finden ist. Die furchtbare Kälte und die Anstrengungen hätten Cook

Als die Expedition nach Haufe kam, erregten ihre Mittheilungen über das neuentdeckte Wunderland überall das größte Aufsehen; Engländer und Franzosen wollten zu dessen weiteren Erforschung Expeditionen aussenden, aber ernste Ereignisse in Europa und Amerika lenkten die Aufmerksamkeit wieder für lange Jahre von Australien ab.

Da nun im Jahre 1776 die amerikanischen Colonien, in welche England bisher seine Verbrecher deportiert hatte, sich vom Mutterlande löstrennten, war man gezwungen, sich nach einem anderen Verbannungsorte umzusehen, und die Wahl fiel auf das ferne Australien. Der Marinecapitän, Sir Arthur Philipps, der Sohn eines deutschen Frankfurter Bürgers, wurde mit dem Oberbefehl der Flotte und mit der Gründung der ersten Ansiedlung betraut und segelte am 13. Mai 1787 mit elf Schiffen — zwei Kriegsschiffen, sechs Transportschiffen und drei Vorrathschiffen — aus England nach Australien ab. 1026 Personen waren an Bord. Die Beamten mit ihren Frauen und Kindern und die Soldaten zählten 211 Personen;

bald den Tod gebracht; denn er wollte nie besser essen und bequemer leben, als der letzte Matrose. Damit er genesen, war ihm frisches Fleisch nöthig, aber alle Thiere auf dem Schiffe waren schon geschlachtet, nur Forster, einer der Gelehrten des Schiffes, hatte noch einen treuen tahitischen Hund. Er ließ ihn augenblicklich schlachten, und so wurde der tüchtige Seemann gerettet. — Cook durchfuhr noch die Südsee nach allen Richtungen, besuchte die Fescherhäus in Amerika, entdeckte Neukaledonien, berichtigte manche frühere Entdeckungen und kehrte nach einer fast vierjährigen Abwesenheit nach England zurück.

Nun wurde er zum Capitän ernannt und erhielt eine Stelle im Hospitale zu Greenwich. Aber die Ruhe behagte dem eingestrichelten Seemann nicht. Die Regierung wünschte eine nördliche Durchfahrt aus dem atlantischen Ocean in die Südsee und setzte für den Entdecker eine Bewohnung von 20 000 Pfund Sterling aus. Cook bot sich an, diese schwierige Aufgabe zu übernehmen. Im Juli 1779 stach er in See. Zuerst segelte er um das Cap, besuchte Neuholland, Neuseeland und die Gesellschaftsinseln und steuerte dann nach Norden, an der asiatischen und amerikanischen Küste vorbei, konnte aber endlich des Treibeises wegen nicht weiter. Unterwegs entdeckte er die Sandwichsinseln. Als er bald nachher nach denselben zurückkam, nahmen die Bewohner der Insel Hawaii ihm ein Boot weg. Cook stieg ans Land, um es von dem Oberhaupt der Insel zurückzufordern. Ein Eingeborner aber begegnete ihm mit Frechheit, und Cook gab im Zorn Feuer auf denselben. Dies empörte die Wilden, sie fielen über den Engländer her und rissen ihn in Stücke (14. Februar 1779).

So endete Cook, der unerschrockene Seefahrer, der zehn Jahre auf dem Wasser verlebte und im ganzen 40 000 Meilen in gerader Linie zurücklegte, der einzige, der in die südliche kalte Zone vorgebrungen ist. —

die Gefangenen — zumeist Betrüger, Fälscher, Diebe, Bagabunden — waren 565 Männer, 192 Frauen und 18 Kinder.

Zu Anfang des Jahres 1788 kam Philipps glücklich in Botanybai an, aber sofort merkte er, daß trotz der staunenerregenden Vegetation der Boden dennoch für eine Niederlassung nicht geeignet sei, und unverzüglich begab er sich auf die Suche nach einer anderen Stelle. Während er längs des felsigen, wild zerrissenen Gestades dahinfuhr, entdeckte er zwischen schroffen, steil aus dem Meere emporragenden Felsen einen schmalen Einschnitt, den wohl schon Cook entdeckt und „Port Jackson“ benannt, aber weiter nicht untersucht hatte. Philipps aber drang zwischen den Felsenmauern durch und gelangte bald in ein großes, ringsum von Land umschlossenes meilenweites Wasserbecken — es war einer der schönsten und größten Häfen der Welt. Nach allen Seiten stellte nun Philipps Untersuchungen an, man fand einen schönen, fruchtbaren Boden, Süßwasserflüsse, und so wurde dann beschlossen, hier zu landen und die Ansiedlung zu gründen. In wenigen Tagen waren sämtliche elf Schiffe herbeigekommen und, ohne von den wenigen schwarzen Eingebornen, die am Meeresstrande herumliefen, belästigt zu werden, betreten die ersten weißen Ansiedler den Boden Australiens — an der Stelle, wo jetzt die Stadt Sydney steht — um sich hier eine neue Heimat zu gründen, und die Wildnis für die Cultur zu gewinnen. Es war der 26. Jänner 1782, und alljährlich wird dieser Tag in Australien als wichtiger Gedächtnistag festlich begangen. Mit dieser kleinen Ansiedlung, die eigentlich ein Zuchthaus im Urwald war, begann die Besitzergreifung Australiens für die europäische Cultur. Die Entwicklung gieng anfangs nur langsam vor sich, die strenge Militärverwaltung, welche den Verbrechern gegenüber nothwendig war, sowie die Verbrecher selbst hielten lange Jahre freie Einwanderer fern; Hungersnoth und blutige Empörungen drohten der Colonie wiederholt mit dem Untergange, aber sie war doch der Anfang des heutigen Australiens, das, vor hundert Jahren noch eine Wildnis, jetzt zu den reichsten und wichtigsten Handelsgebieten der Welt gehört.

Neuholland liegt fast zur Hälfte in der tropischen Zone, und der übrige Theil auch in der heißen, denn die südlichsten Striche haben noch immer ein Klima wie Sicilien und Südspanien, daher höchst angenehm und heilsam; man hat dasselbe Schwindsüchtigen empfohlen. Der Sommer beginnt im December und dauert bis März, während welcher Zeit die Wärme beträchtlich ist. In den niedrigeren Gegenden wird aber diese durch den angenehmen kühlen Seewind ge-

mäßig, der regelmäßig am Tage weht, und dem ein ebenso anhaltender Landwind des Nachts folgt. In den höher gelegenen Gegenden fällt im Winter zuweilen Schnee, den man jedoch, seiner Seltenheit wegen mit dem Namen „weißer Regen“ bezeichnet. Eine Eigenthümlichkeit des australischen Klimas sind im Sommer die heißen Winde. Diese wehen von Nordwesten und gleichen einem starken Luftstrom aus geheiztem Ofen, daß das Thermometer im Freien auf 48° R. und im Schatten auf 34° R. steigt. Diese Winde, welche jedoch nur wenige Tage währen, müssen ihre Wärme dadurch erlangen, daß sie über einen großen Strich dürrer und erhitzten Landes wehen, wodurch sie aller Feuchtigkeit beraubt werden.

Gebirge gibt es wenige und verhältnismäßig von geringer Höhe. Am Rand der Süd- und Ostküste ziehen sich die Grampiansberge und die Australpyrenäen hin mit Erhebungen bis zu 2460 Meter, die Australalpen mit Bergspitzen von ca. 2200 Meter, im Westen erreichen die Höhen nur mehr 1000 bis 1500 Meter.

Das Innere ist ein unabsehbar weites, ganz ebenes Tiefland; das Wasser ist daher in Australien durchschnittlich sehr wenig. Den Gebirgen entströmen wohl einige schiffbare Flüsse, die in der heißen, regenlosen Jahreszeit oft bis zu kleinen Bächen austrocknen, dagegen in der Regenzeit oder bei Gewittern plötzlich so gewaltig anschwellen, daß sie meilenweit alles überfluthen. Im Innern aber fehlt es ganz an Quellen und Flüssen, und dieser Wassermangel hat es bisher noch immer unmöglich gemacht, das Innere von Neuholland gründlich zu durchforschen, geschweige denn zu cultivieren.

Der Boden Neuhollands ist fruchtbar und die aus Europa hieher verpflanzten Gewächse, namentlich Getreide und Rüchenpflanzen, kommen sehr gut fort; doch herrscht außerhalb der gesegneten Flußthäler des Berglandes und der tropischen Vegetation des Nordens in einzelnen Revieren und auf weiten Räumen eine und dieselbe Thier- und Pflanzenart vor und drückt den Landschaften den Stempel steppenartiger Eintönigkeit auf. Die krautartigen Gewächse und Schilfen nehmen in ihrer über mannsgroßen Höhe eine wichtige Stelle in der Vegetation Australiens ein, und eine auffallende Erscheinung bilden die schönen und honigreichen, aber geruchlosen Blumen.

Unter den Thieren sind die bedeutendsten die Beutelthiere, welche sich durch Springen fortbewegen. Das hauptsächlichste darunter ist das Känguru, welches bisweilen in einem Sprunge sechs Meter zurücklegt und durch diese Bewegung ein Pferd in vollem Galopp übertrifft. Auch gibt es hier Vögel ohne Flügel und mit Haaren statt mit Federn bedeckt; ferner ein Thier,

halb Vogel, halb Vierfüßler, mit dem Schnabel und den Füßen einer Ente und dem Körper eines Maulwurfs (*ornithorhynchus paradoxus*); weiße Adler, verschiedene Arten Bienen ohne Stachel, die einen vortrefflichen Honig liefern u. s. w. Wilde Thiere sind unbekannt, mit Ausnahme des eingebornen Hundes, der in einigen Gegenden stark gejagt wird. Außerdem findet man in Australien die verschiedensten Papageien und Kakadus mit dem schönsten Gefieder, grün, roth, purpurn und weiß. An den Ufern des Adelaideflusses, die theils waldig, theils von hohem Bambusrohr bewachsen sind, gibt es viele Krokodile, und in mancher Gegend wimmelt es von giftigen und gefährlichen Schlangen. Mosquitos schwärmen in ungebauten Districten umher, bieten jedoch nicht jene so furchtbare Plage, wie beinahe in jedem Theile Nordamerikas. Die Ströme haben Ueberfluß an Fischen, worunter Kabliau von ungewöhnlicher Größe. Die Fischerei der Robben und Walfische hat fast ganz an Bedeutung verloren, seit die Amerikaner in Concurrenz getreten sind. —

Die ersten Ansiedler fanden überall nur Wildnis und Urwald; es gab keine eßbaren Früchte, wenig jadbare Thiere, die Einwohner waren vollkommen Wilde, von denen man keine Lebensmittel erhalten konnte. Es ist begreiflich, daß unter solchen Verhältnissen die Ansiedlung in den ersten Jahren sich nur langsam entwickelte. Es kamen immer mehr Einwanderer aus England, in der späteren Zeit auch aus Deutschland, der überaus fruchtbare Boden wurde in weiter Ausdehnung bebaut, die Schätze des Landes wurden entdeckt und nutzbar gemacht. —

Während nun die Mehrzahl der australischen Colonien mittelbar oder unmittelbar von der Ansiedlung aus, welche mit der Verbrecher-Colonie in Neusüdwales begann, angeregt oder gegründet wurden, ist die Colonie Südaustralien die einzige, welche unmittelbar von freien Ansiedlern aus England ins Werk gesetzt ward. Die Gründung der Colonie aber begann mit einem großen Schwindel, ganz von der Art des Gründereschwindels an den Börsen in unseren Tagen. Eine Gesellschaft von Capitalisten und Speculanten in England erbat sich von der englischen Regierung die Befugnis zur Gründung einer neuen Colonie auf dem australischen Festland. In allen Zeitungen, in Flugschriften, in Reden bei öffentlichen Versammlungen wurden die übertriebensten Schilderungen verbreitet, wie schön das Land, wie reich und fruchtbar, wie groß die Annehmlichkeiten, die Vortheile einer Ansiedlung daselbst, und die Leute wurden angelockt zur Auswanderung in jenes Wunderland. Die Unternehmer, welche sich die „südaustralische Landcompagnie“ nannten, verkauften im voraus, in England schon,

an Auswanderungslustige Anweisungen auf Land in der zu gründenden Colonie. Solche Anweisungen gaben das Recht auf einen Acre*) Land in der projectierten Hauptstadt und auf 120 Acres in der nächsten Umgebung.

So wurde schon in England viel Geld aufgebracht für ein Land, das noch eine ganze Wildnis war. Im Jahre 1836 langten die ersten Ansiedler im Golf von St. Vincent an, bestimmten eine Bai, welche sie Port-Adelaide nannten, als den Hafen, und drei Stunden davon landeinwärts steckten sie den Platz für die neue Hauptstadt aus, die Adelaide heißen sollte. Schnell wurden die Plätze vermessen,

urbar machen und bebauen müsse, machten sich diese Wucherer und Schwindler keine Sorge, sie verdienten sich ja mit dem Landschacher ungeheure Summen; sie verstanden es auch durch Berichte in den Zeitungen die Zustände immer lockender zu schildern, daß sich in Adelaide bereits die herrlichsten Gebäude erheben; Regierungspaläste, Kaufläden, Privathäuser, öffentliche Gärten, dann wieder durch Schilderungen von Festlichkeiten, Bällen, Ausstellungen u. s. w.

Viele arglose Leute wurden dadurch getäuscht, bemittelte Engländer wanderten hinüber nach Südaustralien, Capitalisten wagten ihr Geld, Fabrikanten und Kaufleute gaben ihre Waren auf Credit nach



Jagd auf Känguruh's. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

die Besitzer von Anweisungen suchten sich ihre Antheile in der Stadt und in der Umgegend aus, die übrigen Bauplätze wurden versteigert; auf diese Weise kam das ganze Gebiet der Hauptstadt in die Hände weniger Speculanten. Es gelang bald, sich wohnlich einzurichten, denn Geld hatte man im Ueberflusse, und wußte sich durch Schwindel und Wucher noch immer mehr zu erwerben. Die Besitzer der ersten Ansiedlungsplätze dachten nicht im mindesten daran, dieselben auch zu bearbeiten; sie zogen lieber im Lande herum, suchten sich überall die schönsten Strecken aus, kauften dieselben von der Regierung um 10 Gulden per Acre und verkauften dieselben an die später Kommenden um 100 Gulden. Darüber, daß man das Land

Australien. Die Regierung bewilligte große Summen zur Herstellung von Hafengebäuden in Port-Adelaide und zum Baue öffentlicher Gebäude und Anlagen in der Hauptstadt. Indessen vergnügten sich in Adelaide die feinen Herren bei Champagner, Rheinwein und Lederbissen, bei Bällen und Festlichkeiten und die Sorge für das Land überließen sie den Känguruh's. Die Lebensmittel stiegen im Preise, weil das Land selbst noch nichts producierte, alles mußte entweder aus Europa oder aus den Nachbarcolonien eingeführt werden.

Aber jeder Schwindel, und mag er noch so gut eingefädelt sein, verkracht mit der Zeit. Vier Jahre lang dauerte das Schlaraffenleben in Adelaide, auf einmal blieben die Länderkäufer aus, die englische

*) Ein englischer Acre mißt nicht ganz $\frac{3}{4}$ österr. Joch

Regierung streckte nichts mehr vor, die Kaufleute gaben keinen Credit mehr, und in einigen Wochen war Noth und Verzweiflung eingekehrt, wo bisher nur der üppigste Uebermuth des genussüchtigen Schlemmers und Geldprozen sich breit gemacht hatte; die Festlichkeiten hatten ein Ende, von allen Seiten sah der Hunger herein, und drohte der Ansiedlung den gänzlichen Verfall. In Kurzem hatte sich die Einwohnerzahl von Adelaide um die Hälfte vermindert, die Arbeiter und Handwerker zogen fort, weil es nichts mehr zu verdienen gab, die geprellten Capitalisten, die bankerotten Kaufleute verloren sich geräuschlos im Land, und begannen irgendwo auf einem geeigneten Platz die Arbeit, gegen die sie sich so lange gesträubt hatten, die Bebauung des fruchtbaren Bodens, der ihnen ein wenn auch geringes

doch sicheres Einkommen verhieß. In dieser Noth, wo alles auseinanderzugehen und zu zerfallen drohte, kamen die Viehzüchter aus den Weidebezirken von Neusüdwales und Victoria an. Sie hatten von der in Südastralien ausgebrochenen Noth gehört und unternahmen es durch die Wildnis, über Flüsse und Berge, durch Sümpfe und Moräste ihre Herden nach Adelaide zu treiben. Das Wagstück gelang und die Colonie ward damals durch sie vom Untergang gerettet. Der schon drohende Hunger wurde abgewendet, die bisherige Noth hatte vielen den Leichtsin vertrieben, sie hatten schon die Arbeit probirt, die einen trieben Ackerbau, die anderen begannen die Viehzucht, und nun war für die Entwicklung auch dieser Colonie gesorgt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Aberglaube im Sudan.

Der Glaube an Hexerei ist bereits in Unter-Aegypten sehr verbreitet, wie wir schon im ersten Jahrgange dieser Zeitschrift ausführlich berichtet haben. Je weiter man aber gegen den Sudan vordringt, desto dunkler wird die Haut des Eingeborenen an den Ufern des „heiligen“ Nils, und in dem gleichen Grade nimmt auch sein Aberglaube an Färbung zu. Der Glaube des Nordländers an Geister verschwindet fast vollständig in dem realistischen Sinn des Südens. Während im Nildelta der Zauberer meistens nur in der Beschwörung des „bösen Blickes“, in der Zubereitung von „Liebes-tränklein“ u. a. „macht“, hat der Sudanese an solchen Kleinigkeiten bei weitem nicht genug; er muß etwas haben, wobei ihm die Gänsehaut über den Rücken läuft.

Und so verwandelt sich zum Schrecken und Entsetzen des Rubiers und des Neger, denen beiden Allah eine lebhaftere Phantasie verliehen hat, der Hexenmeister zur Nachtzeit in das nächstbeste Raubthier — je gräulicher, je lieber — und quält und frißt seine unschuldigen Opfer.

Da gibt es einmal in dem arabisch sprechenden Sudan die häufig vorkommende gefleckte Hyäne, „marafal“ genannt. Dieses Thier — besser gesagt Unthier — spielt in dem afrikanischen Aberg-

glauben eine wichtige Rolle wegen seines nächtlichen Unwesens, seines Aeußeren und besonders der garstigen Stimme wegen, die vom tiefen Geheul bis zum durchdringenden Gefreisch wechselt und an das Gelächter eines Wahnsinnigen erinnert. In Sennar und im östlichen Sudan ließe sich wohl niemand einreden, daß die Hyäne nur ein Thier sei, — sie ist und bleibt ein Bösewicht, der durch die Schwarzkunst eines Zauberers in Thiersgestalt verwünscht wurde. Nie läßt sich die Hyäne bei Sonnenlicht sehen, weil dieses, wie man glaubt, den Zauber löst; aber sobald die Sonne im Westen verschwunden ist, ertönt von allen Seiten das heisere Geschrei dieser Ungeheuer, die sich zu ihren nächtlichen grausigen Festen versammeln.

Alte Weiber mit rothen Augen, heiserer Stimme und von zweifelhaftem Lebenswandel gelten allgemein für Hexen; sie nehmen die Gestalt verschiedener abscheulicher Bestien an, um desto leichter ihre Schurkenstreiche verüben zu können. Den Zweck dieser Verwandlung sucht man in einer heimlichen Lust nach Menschenfleisch oder im Rachedurst. Und kann sich jemand eine schrecklichere Rache denken, als den Leichnam des Feindes aus dem Grabe zu zerrn und zu zerfleischen!

Wird nun solch eine Hyäne getödtet, so vergeht

sie wie ein Thier. Wird sie aber nur verwundet, und gelingt es ihr, ihren Schlupfwinkel zu erreichen, wo die Verwandlung des Menschen in die Bestie vor sich gegangen ist (gewöhnlich eine Bergschlucht), so nimmt sie wieder ihre menschliche Gestalt an. Desungeachtet bleibt aber die Wunde zurück und du, liebes Hexlein, wenn an dir eine Blutspur zu bemerken ist, kannst dich bald auf eine Hexenjagd gefaßt machen. Die abergläubischen Eingeborenen fürchten sich auf die Hyäne zu schießen, weil sie sich fürchten, sie könnten die Hexe nur verwunden und dann — gute Nacht! oder eigentlich — keine gute Nacht!

Besonders in dem Sennar-Gebiete scheinen Zauberei und Hexerei sehr verbreitet und entwickelt zu sein. Das Wasser des Blauen Nils bildet da den Schauplatz der Uebelthaten, denn da verwandelt sich die Hexe in ein Krokodil und fällt die Menschen an. Die in Krokodile verwandelten Hexen haben sogar einen Anführer; dieser heißt „Bunnie“ und ist einmal im Jahre auf einer kleinen Sandinsel gegenüber von Sennar sichtbar. Er ist ein altes männliches Krokodil von mehr als fünf Metern Länge. Diese verhexten Krokodile lassen sich äußerlich von den wirklichen in nichts unterscheiden; dennoch meint man, daß die Krokodile, welche vor Sonnenaufgang das Wasser verlassen, um die Morgensonne zu betrachten, verwandelte Menschen seien. Manche Hexen sollen ihre Opfer tödten, indem sie ihnen die Eingeweide auf eine Art herausfressen, die sich nicht beschreiben läßt, und verursachen ihnen so einen langsamen aber sicheren Tod.

Darüber erzählte ein arabischer Militärarzt folgendes Geschichtlein. Im Jahre 1878 wurde ein altes Weib in Fazogl angeklagt, einen Soldaten auf diese Art umgebracht zu haben, und auch öffentlich hingerichtet. Derselbe Arzt nahm an dem Soldaten die Todtenbeschau vor und — was der Zufall nicht will — fand wirklich, daß seine Eingeweide herausgefressen waren.

In Gallabat an der Grenze von Habesch sollen einige Takarri aus ihrer früheren Heimat von Darfür die Kenntnis geheimer Künste mitgebracht und so vervollkommen haben, daß sie sich nicht nur in Hyänen und Krokodile, sondern sogar in Löwen verwandeln konnten.

Welch tiefe Wurzeln der Aberglaube in allen Classen der sudanesischen Bevölkerung gefaßt hat, geht daraus hervor, daß unter dem Gouverneur Musa Pascha im Jahre 1863 in der Kol'ndarie (Regierungsamt) zu Chartum ein rundes Steingutgefäß sich befand, das jetzt noch existieren soll, voll von geheimnisvollen Kräutern; zu dem wurden alle jene geführt, die wegen Hexerei angeklagt waren. Waren sie unschuldig, so konnten sie sich dem Krüge sicheren Schrittes nähern. Waren sie aber wirklich mit Hexen in Verbindung, so fiengen sie beim Anblick der Urne an zu zittern, wurden verlegen und bekannten freiwillig ohne langes Kreuzverhör ihre Schuld.

Wenden wir uns nun dem benachbarten Abyssinien (Amhara) zu, so finden wir, daß da die Zauberei wiederum einen Schritt vorwärts gethan hat. Hier ist es der „Buddha“, der seine auserkorenen Opfer am hellen Tage auf der Straße oder auf dem Markte unter irgendeinem Vorwande anredet und so bezaubert, daß sie in eine Art Fieber verfallen. Von einer unwiderstehlichen Macht getrieben suchen die Verhexten bei Nacht die Hexe auf und werden in ihrem Hause oder an einem verborgenen Orte getödtet und verschlungen. Indessen kann dieser Zauber gebrochen werden, wenn dem verhexten Opfer zur rechten Zeit etliche Wurzeln oder Blätter von einem bestimmten Wunderkraut in die Nasenlöcher gesteckt und gewisse Sprüche über dasselbe gesprochen werden.

Die Nubier, Abyssinier und die Negerstämme am Weißen Nil haben wieder mit dem „bösen Blick“ viel zu schaffen. Nach ihrer Meinung schadet dieser den Kindern und Pferden und kann sogar Flinten so verhexen, daß sie nie ein Ziel treffen. Das Auge von neidischen Menschen ist nach allgemeiner Anschauung mit dieser geheimnisvollen Macht begabt, und darum suchen Leute, die ein schönes Kind, ein hübsches Pferd oder Kameel besitzen, diese dem Anblick von Fremden so gut als möglich zu entziehen. Sie schmücken dieselben mit allerlei niedlichen Amulets, um sie vor dem Einfluß der Zauberei zu bewahren. Als derartige Amulets gelten kleine glänzende Silberplättchen, durchlöcherter Silbermünzen, Fangzähne vom wilden Eber, Stücke getrockneter Wurzeln oder, und das soll ein gar mächtiges Mittel sein, ein Stück Papier, mit Zaubersprüchen beschrieben

und in Leder eingenäht. Um ihre Durrach Ernte vor dem „bösen Blick“ zu schützen, pflanzen die Eingeborenen auf dem Felde einen Pfahl auf, auf dem ein gebleichter Ochsenhädel aufgesteckt ist.

Die Wahrsagerei ist in Afrika überall zuhause; hier sei nur die im östlichen Sudan gebräuchliche Manipulation mit dem Sande (dharb er ramleh) erwähnt. Dies ist nämlich die Kunst, Zukünftiges zu deuten und ferne Ereignisse zu errathen aus Zeichen, welche entstehen, wenn man die Finger aufs Gerathewohl in den losen Sand eindrückt. Die Baggara-Araber und der schwarze Fur sind berühmt ob ihrer Gewandtheit in dieser Kunst. In Kordofan und Darfür begibt sich niemand auf eine längere Reise, noch unternimmt ein wichtigeres Geschäft, ohne zuvor das nächste Sandorakel über den Ausgang seines Vorhabens befragt zu haben.

Ein Araber, der lange Zeit in Darfür verweilte, erzählt von diesem „Lesen im Sande“ folgendes interessante Geschichtlein. Er vernahm bei dem türkischen Gouverneur derselben Provinz, daß in der Nachbarschaft ein alter Mann wohne, der durch seine Wahrsagerei überall Staunen erzeuge. Der Gouverneur ließ den Mann zu sich rufen, um ihn einer Probe zu unterziehen. Als die Boten

fort waren, legte er zwei Hasen an seine Seite unter eine „tabagah“ (ein aus verschiedenfarbigem Schilfrohr geflochtener Deckel, der zum Zudecken der Speisen gebraucht wird). Aber die Boten trafen den Alten nicht zuhause. Dessen Keffe, obwohl noch ein Knabe, war bereits in die geheime Kunst eingeweiht und bot sich an, statt des Onkels zum Gouverneur zu gehen, und kam auch wirklich mit den Boten daher. Der Gouverneur sah ihn ungläubig an und sagte: „Mein Kind, wenn du wirklich aus dem Sande Geheimnisse herauszulesen vermagst, so sage mir, was da unter der „tabagah“ ist.“ Der Knirps griff mit der Hand in den Sand, schüttete davon etwas in einen Rockzipfel, machte seinen Fokusfokus und antwortete nach kurzem Refinieren: „Das, was unter der „tabagah“ ist, hat ähnliche Haare wie ein junges Kameel, solche Glogaugen wie ein alter Hiel, und wenn mein Onkel da wäre, möchte er sicher sagen, daß es Hasen sind.“ — — Der Gouverneur war über den Ausgang der Probe höchlich verwundert und verabreichte dem geschiedten Knaben ein ansehnliches Geschenk. Ob er ihm auch die Hasen gab, oder ob er sie selbst ver-speište, davon wußte der Araber nichts.



Legende des Morgenlandes.*)

Der hl. Paulus, Einsiedler.

(15. Jänner).

Der hl. Paulus von Theben ist der erste in der Kirche bekannte Einsiedler und wird daher wegen dieser Wahl dieser Lebensweise vom hl. Hieronymus auctor vitae monasticae — Der Begründer des Mönchslebens genannt.

Er ward zu Theben in Oberägypten im Jahre 228 nach Christus geboren. Seine vermögliche und angesehenen Eltern ließen ihm eine sorgfältige religiöse und wissenschaftliche Ausbildung angedeihen. Kaum 15 Jahre alt verlor der hl. Paulus seine Eltern und erbt alle ihre Güter; aber der Reichthum änderte nichts an

seiner frommen Gesinnung. Als unter Decius 250 die Christenverfolgung ausbrach, verbarg sich der hl. Paulus bei seiner verheirateten Schwester und widmete sich in Stille seinen Studien. Aber gerade was er bei seiner Schwester zu fliehen suchte, geschah ihm hier. Sein Schwager war ein habfüchtiger Mensch, der lange schon auf das Vermögen des Jünglings gelauert hatte; nun benützte er die günstige Gelegenheit, zu dem Besitz desselben zu gelangen — er verrieth seinen Verwandten dem kaiserlichen Statthalter. Glücklicherweise erfuhr es Paulus noch rechtzeitig und

*) Unter diesem Gesamttitel wollen wir künftig in jedem Hefte eine kurze Lebensbeschreibung eines vornehmeren morgenländischen Heiligen bringen.

konnte durch Flucht wenigstens das nackte Leben retten. Nach langem langem Hin- und Herwandern in dem wilden Gebirge der Thebais erspähte er am Fuße eines Berges eine geräumige Felsenhöhle, welche durch eine weite Oeffnung von oben das Licht erhielt und von einer mächtigen Palme beschattet war; in derselben sprudelte aus dem Gestein auch ein munterer Quell, welcher nicht weit von seinem Ursprunge wieder in der Erde verschwand.

Hier beschloß Paulus, obwohl erst 22 Jahre alt, zu bleiben. Nach ägyptischen Verhältnissen bedurfte er nicht viel zu seiner Erhaltung: Palmfrüchte boten ihm die Nahrung, und als seine Kleider vor Alter zerfielen, lieferten ihm die Palmblätter Stoff zu einem Geflechte, womit er sich bedecken konnte.

Fern und vergessen von den Menschen, aber in inniger Vereinigung mit Gott und mit der großartigen Natur, versenkte sich Paulus, von jeder anderen geistigen Nahrung entblößt, in die Betrachtung der übernatürlichen Wahrheiten. Diese Beschäftigung gewährte ihm bald soviel Trost, daß er sich von den Süßigkeiten des beschaulichen Lebens nicht mehr losreißen wollte und sein ganzes Leben an dem einmal erwähnten Aufenthalt zubringen beschloß.

So führte er schon über 30 Jahre lang ein Leben des Gebetes und der Abtödtung und machte im Kampfe mit dem Fleisch und dem Teufel die Erfahrungen, auf welchen sich später das ascetische Leben in der Kirche gründete.

Als er 55 Jahre alt geworden, fiengen die Palmfrüchte an zu mangeln; seitdem brachte ihm, wie dem Propheten Elias, ein Rabe täglich ein halbes Brot zur Erhaltung des Lebens, und Paulus verbrachte

so weitere 60 Jahre einzig im Umgange mit Gott und den Engeln ohne einen Menschen zu erblicken. Er würde ungekannt aus dem Leben geschieden sein und den Reichthum seiner inneren Erfahrung mit sich in die Ewigkeit genommen haben, wenn nicht Gott der Herr diese geistigen Schätze für die Kirche hätte nutzbar machen wollen.

Als Werkzeug hierzu ward der hl. Antonius auserwählt, der ein Menschenalter nach Paulus sich ebenfalls von der Welt zurückgezogen hatte und als Altvater eine Schar gleichgesinnter Asceten die Wege der Vollkommenheit lehrte. Dieser wurde einst von dem selbstgefälligen Gedanken versucht, daß noch kein Einsiedler so lange und standhaft in der Wüste ausgeharrt habe wie er. Gott offenbarte ihm, daß in der nämlichen Wüste ein noch älterer Einsiedler lebe und ihn an Vollkommenheit weit übertreffe, diesen solle er aufsuchen.

Nach dreitägiger beschwerlicher Wanderung fand Antonius die Felsengrotte des Paulus. Allein Paulus wollte sich ihm zuerst nicht zeigen. Erst nach wiederholtem Rufen und Bitten und nach der Drohung, Antonius werde bis zu seinem Tode bleiben und

ihm seinen Leib zu begraben überlassen, verließ Paulus sein Versteck. Die beiden heiligen Männer fielen einander in die Arme und nannten sich mit Namen, ohne daß früher Einer den Andern je gesehen hätte. Daß Gott selbst die Beiden zusammengeführt hatte, zeigte sich bald, als der Rabe statt ein halbes diesmal zum erstenmale ein ganzes Brot brachte. Nachdem sie gegessen und aus der Quelle getrunken hatten, vereinigten sie sich zuerst zum Gebet und dann zu einem Gespräch über geistliche Dinge, welches die ganze Nacht dauerte. In diesem Gespräche offenbarte



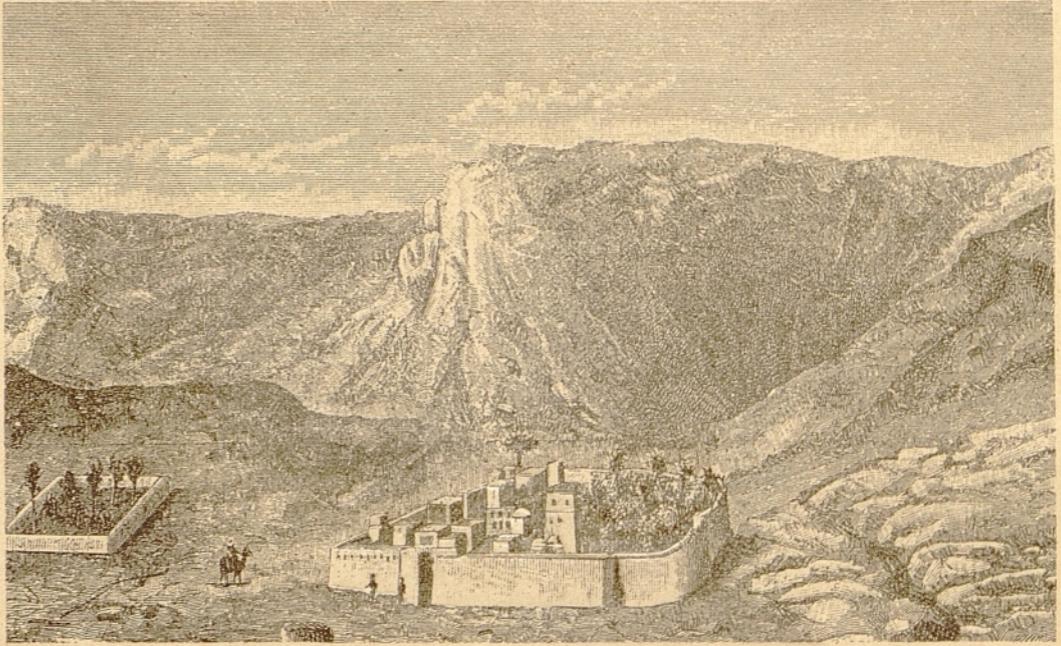
Der hl. Paulus. (Originalbild des „Stern der Rege“.)

Paulus dem Freunde alle seine inneren Erfahrungen und Erleuchtungen, die zum Heile vieler dienen sollten.

Schließlich, als der Morgen graute, sprach Paulus zu Antonius: „Theurer Bruder! gerne möchte ich mich mit dir noch länger unterhalten, aber meine Todesstunde ist jetzt nahe; der Herr hat mir nämlich geoffenbart, daß ich dich vor meinem Scheiden sehen, und du mich begraben werdest. Gehe hinein und hole den Mantel, den dir der Patriarch Athanasius geschenkt, damit du meine Leiche darein einwickeln kannst.“

Erstaunt, daß der Heilige auch um den Mantel wußte, nahm Antonius von ihm Abschied und machte

zu stören. Erst allmählig gelangte er zu der Gewissheit, daß er einen Gestorbenen vor sich habe, und nun trug er ihn ehrerbietig ins Freie, um ihm den letzten Liebesdienst zu erweisen. Er nahm dem Leichnam das harte Palmblätterkleid ab und hüllte ihn in den mitgebrachten Mantel; nun stand er rathlos da, denn womit sollte er ein Grab graben? Aber, siehe, zwei Löwen liefen mit fliegenden Mähnen von der Wüste herbei, warfen sich zu der Leiche hin und heulten kläglich, als würden sie den Tod des heiligen Mannes beweinen. Alsdann aber begannen sie mit ihren Taten die Erde aufzuwühlen, und binnen kurzem



Kloster des hl. Paulus. (Originalbild des „Stern der Neger“.)

sich sofort auf den Weg. Seinen Jüngern daheim wußte er nichts anderes zu sagen, als daß er erst gelernt habe, was ein Mönch sei. Dann nahm er den Mantel und eilte so schnell, als ihn nur seine 90 Jahre alten Füße tragen konnten, wieder fort, um Paulus noch vor dem Tode zu erreichen. Allein schon am zweiten Tage seiner Wanderung umleuchtete ihn ein heller Glanz, und er sah, wie die Seele des Heiligen gen Himmel geleitet wurde. Um so mehr beeilte er sich jetzt, um die Höhle des Seligen zu erreichen. Als er dieselbe betrat, sah er Paulus in knieender Stellung mit ausgebreiteten Armen, ganz als wenn er lebte, so daß er zuerst sich scheute, ihn

war das Grab fertig. Mit seinem Segen entließ nun der hl. Antonius die Löwen wieder in die Wüste und bestattete den Todten. Das Palmblätterkleid aber nahm er mit sich und trug es für den Rest seines Lebens an den höchsten Festtagen, als Ostern und Pfingsten. — Nunmehr wird dieses Kleid in Rom aufbewahrt und verehrt. Paulus starb zu Anfang des Jahres 341 im Alter von 113 Jahren. — Die Kirche feiert sein Fest am 15. Januar. —

Die Grotte, in welcher der hl. Paulus so glücklich gelebt und so heilig gestorben, wurde kurz nach dem Tode des Heiligen in eine Kapelle umgewandelt, zu der man über zwei Stiegen hinabsteigen muß.

Sie mißt 9 Meter im Geviert und erhält nur durch eine kleine Kuppel Licht. In derselben befindet sich ein steinernes Grab, welches eben nur ein Grab ist ohne — Leichnam, denn der Ort, wo die Reliquien des hl. Paulus sich befinden, ist unbekannt. Nach der Ueberlieferung der koptischen Mönche wollte der hl. Athanasius den heiligen Leib nach Alexandrien überführen, aber der hl. Paulus erschien ihm und sprach: „Deine Anstrengungen sind überflüssig; ich will, daß mein Leib immerdar verborgen bleibe.“

Oberhalb der Kapelle haben sich die Einsiedler ein

Kloster des hl. Paulus (Deir-Amba-Bulos) erbaut, an einem Orte, der einsamer nicht gedacht werden kann. Man stelle sich einen ungeheuren Bergkessel vor, dessen schwarze Felswände 800 m hoch und von vielen Schluchten zerrissen sind. Das Auge entdeckt nicht einen grünen Punkt auf den trostlosen Felsen, nicht einen Vogel in den Lüften, nicht ein Thier, das diese Scene beleben würde. Wahrlich, die Einsiedler der Thebais verstanden es, sich einen Ort auszusuchen, der sie die Welt vergessen ließ und besser die unveränderliche Ewigkeit darstellte. —



Aus unserer Mission.

Einem Briefe des P. Heinrich Seiner, F. S. C., entnehmten wir Folgendes: Assuan das griechische „Syene“, ist die Endstation der Dampfboote auf dem untern Nil, und liegt am Ostufer 24° 5' 30" n. Br. theils in der Ebene, theils auf einer Anhöhe. Das Fruchthland ist schmal, nährt aber zahlreiche Dattelpflanzen, die wie ein langer Wald sich am östlichen Nilufer ausbreiten, und deren Früchte sehr geschätzt werden; sie bilden mit dem Brot fast das einzige Nahrungsmittel der hiesigen armen Einwohner. Die Einwohnerzahl ist etwa 6500, immerhin nur ein Bruchtheil der früheren Bevölkerungsziffer, da nach Aussage arabischer Schriftsteller hier einmal 20000 Menschen an der Pest gestorben sein sollen. Assuan ist die Hauptstadt der südlichen Provinz Oberägyptens, welche die Provinz und das Gebiet zwischen dem ersten und zweiten Katarakt umfaßt. Der früher sehr lebhafte Handel mit den Gütern des Sudan und Abyssiniens (Straußfedern, Elfenbein, Gummi, Tamarinde u. s. w.) ist seit dem Mahdistenaufstande sehr zurückgegangen. Rubier und reizende Bischarinen-Kinder mit hübschen Gesichtern, aufgerichteten, geschmierten Kopshaar beleben die Straßen und kommen an die Schiffe und Hotels und bieten Straußfedern, Straußwedel, Silberringe, Armbänder, Elfenbeinreifen, Waffen aus dem Inneren Afrikas, Amulette und dgl. zum Kaufe an. Ihr Lager, welches aus elenden mit Matten gedeckten Zelten besteht, befindet sich ungefähr eine halbe Stunde hinter Assuan auf einem arabischen Friedhof.

Der Blick über den Nil mit seinen zahlreichen Klippen ist herrlich. Knapp vor Assuan beginnt der erste Nilkatarakt. Der breite Nil theilt sich hier in 1000 schwarze und spiegelglänzende Granitklippen

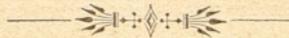
von oft riesiger Größe. Wer aber einen Wasserfall, wie den von Schaffhausen vermuthete, der würde sich enttäuscht finden. Zwar brausen die wirbelnden Wogen mit ungeheurem Lärm zwischen die Klippen und Blöcke im Bette des sonst spiegelglatten Nils hindurch, von einem eigentlichen Wasserfall ist aber keine Rede. Auf vielen von diesen großen Granitblöcken und auf allen saftiggrünen Kataraktinseln, deren es 20 gibt, finden sich altägyptische Hieroglyphenschriften. Assuan ist reich an ägyptischen Alterthümern deren Krone die weltberühmte Insel Phylae bildet. Sie wird mit Recht von einem deutschen Schriftsteller: „der schönste Fleck auf Gottes weiter Erde“ genannt; die Natur scheint dort wirklich alle ihre Schönheiten ausgegossen zu haben.

Unsere Kirche und Missionshaus liegt an der nördlichen Spitze von Assuan. Ihre Lage hat etwas Zauberes. Sie liegt mitten in einem Palmenhaine, in dessen weißgrün sich das dunkelgrün des schattenreichen sudanesischen Sumbbaumes mischt. Der kleine Garten vor dem Hause grenzt an den Nil, von welchem er nur durch eine Straße getrennt ist. Das versteht sich nur zur Zeit des Hochwassers, wo der Nil sich vor unserm Hause gut 3 Kilometer breit ausdehnt. Wenn der Nil wieder sinkt, besonders im Mai, haben wir fast eine halbe Stunde zu gehen, bis wir an den Nil kommen, in dieser Zeit haben wir vor dem Hause eine wahre Sandwüste. Hier bildet der Nil die lieblich grüne Elefanteninsel, welche wirklich eine Erholung für das Auge bildet, das sonst nur von Sand und glänzenden Granitsteinen geblendet und ermüdet wird. Uns gegenüber auf dem andern Ufer des Nils erhebt sich ein schöner Felsengang mit goldgelbem Flugand bedeckt. Er ist sehr reich an alt-

ägyptischen Felsengräbern, deren einige noch fast unverfehrt sind. Selbst jetzt werden noch viele Mummien ausgegraben; und wer die Geduld hätte, sich in diesem heißen Sand zu amüsieren, könnte eine schöne Sammlung ägyptischer Alterthümer sich verschaffen, wie Mummien von Menschen, Vögeln, Affen, Amulette, Ketten und andere Schmuckfachen.

Was die Bevölkerung anbelangt, sind die Mehrzahl Berberiner von dunkelbrauner Gesichtsfarbe. Das Negerement ist hier auch stark vertreten. Ihre Religion ist der Islam, dem die erfteren mit außerordentlichem Fanatismus anhängen, während die letzteren sich wenig darum bekümmern. Man sieht sehr selten einen Neger beten. Die Berberiner beschäftigen sich mit Kleinhandel und Viehzucht, während die Neger größtentheils den ganzen lieben Tag in Faulenzen und Saufen zubringen. In 5 Jahren die wir hier sind ist es uns noch nicht gelungen einen einzigen

für unsere hl. Religion zu gewinnen. Sie geben uns bisweilen ihre Kinder zu erziehen (wenn sie ihrer müde sind) würden aber nicht zugeben, sie bei uns sterben zu lassen, da sie uns als Ungläubige betrachten. Es ist hier also für uns ein mageres Apostolat ohne Trost, dem lieben Heiland eine Seele zuführen zu können. Und doch kostet es einem Missionär manches Opfer, den Sommer hier zuzubringen, wo es manchmal, wie heuer, 73° C. und noch mehr Hitze hat, so dass man oft nicht weiß, wie man sich aufrecht halten soll. Jede geistige Beschäftigung ist einem fast unmöglich; und wenn dann einer bei solcher Hitze noch ein Fieber von 39°—40° bekommt, dann hat er ein wahres Fegfeuer auszustehen. Gott sei Dank, ich habe diesen Sommer so ziemlich gut bestanden; ich hatte wohl zweimal das Fieber, bin aber jetzt wieder hergestellt. Die größte Hitze ist beinahe schon vorüber und bald wird es hier sehr angenehm.“



Rundschau in den Missionen.

Asien.

China. Nicht weniger als 49 Missionäre und Missionschwester sind bis jetzt der Christenverfolgung zum Opfer gefallen; außerdem fehlen über das Schicksal vieler anderen nähere Nachrichten. Von den Ermordeten sind 10 Mitglieder des Pariser Seminars, 9 Franciscaner, 7 Franciscanerinnen, 4 europäische und 2 chinesische Lazaristen, 4 Scheutvelde, 4 Jesuiten, 4 chinesische Weltpriester, 2 französische Schulbrüder, 2 französische Schwestern von der Vorsehung und eine barmherzige Schwester vom hl. Vincenz.

Die Zahl der ermordeten Christen lässt sich noch nicht genau bestimmen. Man spricht von 30—40.000 ermordeten Christen, es muß aber die nähere Bestätigung abgewartet werden.

Die Verluste der Missionen durch Zerstörung von Kirchen, Kapellen, Spitalern, Waisenhäusern, Schulen u. s. w. gehen bereits in viele Millionen. — Die Hand Gottes hat sein Werk in China schwer heimgesucht!

Kleinasien. Msgr. Paul Terzian, katholisch-armenischer Bischof von Adana und von Tarsus, der Vaterstadt des hl. Paulus, sieht allmählich die Früchte seines Eifers reifen. Außer manchen Einzelbekehrungen macht sich eine immer größere Annäherung der schismatischen Armenier zur katholischen Kirche bemerkbar. Leider verfügt der Bischof erst über acht einheimische

Priester, die aber treu ihre Pflicht erfüllen. In Tarsus hat der Bischof ein Klösterchen einheimischer Schwestern gegründet und den Bauplatz für die längst geplante neue St. Paulskirche erworben. Mit derselben soll eine Priesterwohnung und je eine Knaben- und Mädchenschule verbunden werden. Msgr. Terzian setzt auf die Ausführung dieses seines Lieblingsplanes große Hoffnungen.

Persien. Die Bewegung der schismatischen Armenier zur katholischen Kirche hält an. Wie der Apostol. Delegat, Msgr. Lesné, berichtet, hat in der Nähe von Urmiah ein Dorf mit 200 Einwohnern sich zum Uebertritt gemeldet unter der Bedingung, daß es eine Schule und einen Priester erhalte. In Tauris, der Hauptstadt der Provinz Adzerbedschan, sind fünfzig armenische Familien zum selben Schritt bereit. Die Stadt zählt 5000 armenische Familien, besitzt aber noch keine katholische Missionsstation. Leider hat am 4. Juli ein furchtbarer Orkan und Hagelschlag die fruchtbare Ebene von Urmiah heimgesucht und die Hoffnung auf eine reiche Ernte abermals zerstört. Die Saaten sind völlig vernichtet, die Obstbäume zerschlagen, die Reben zerrissen; etwa 100 Dörfer auf ein weiteres Jahr hinaus ruiniert, so daß ein neues Hungerjahr vor der Thüre steht. Die Mission der Lazaristen in West-Persien umfaßte 1899 16 europäische Missionäre, 63 einheimische und 4 euro-

päische Brüder, 24 europäische Schwestern, 34 Katechisten, 2 Seminaristen, 3 Collegien, 45 Elementarschulen mit zusammen 1465 Zöglingen und Schülern. Die Gesamtzahl der Katholiken beträgt 9000, Zahl der Bekehrungen in den fünf letzten Jahren 1093.

Syrien. In Haiffa haben die Barmherzigen Schwestern ein neues, dem göttlichen Herzen geweihtes Spital und eine Kinderbewahranstalt eröffnet, um der namentlich seit der kaiserlichen Orientfahrt stark sich geltend machenden protestantischen Propaganda in etwas ein Gegengewicht zu bieten. Die Anstalt liegt mitten in der Stadt und erfreut sich, obschon erst provisorisch eingerichtet, bereits großer Beliebtheit. Die 14 Betten, mit denen das Spital eröffnet wurde, genügen bei weitem nicht. Die Armenapotheke wird täglich von zahlreichen Pflegebedürftigen belagert, und die Kinderbewahranstalt zählt schon 295 Kinder.

Afrika.

Aegypten. Nach dem letzten Census zählt das eigentliche Aegypten 9,130,405 Einwohner. Davon sind nicht unierte Kopten 606,276, katholische Zuzügler 18,036, katholische Ausländer 43,015, somit 61,051 Katholiken, 13,045 Protestanten und 25,250 Heiden.

Die Bewegung unter den schismatischen Kopten hält an. Von December 1899 bis Ende Mai 1900 kehrten allein in der Diöcese Theben 1710 zur katholischen Einheit zurück. Die katholische Kirche hat jetzt festen Fuß gefasst in vielen Gebieten, wo vor wenigen Jahren noch kein einziger Katholik sich fand.

Nord-Abanza. Der Director des Knabenseminars für einheimische Priester in Kisubi, P. Tauzin, schreibt über dasselbe: „Es sind nun drei Jahre her, daß ich im Knabenseminar von Kisubi an der Heranbildung der jungen Bagandas arbeite, die bestimmt sind, dereinst Katecheten oder gar Priester zu werden, falls Gott sie dazu beruft. Unsere Thätigkeit tritt freilich gegen die unserer apostolischen Arbeiter unter den Bagandas sehr zurück und bedeutet für uns den Verzicht auf alle Freuden und Tröstungen, die sonst in unserer schönen Mission so reichlich sich bieten und den Missionär hundertfach für all seinen Schweiß und seine Mühe entschädigen. Inzwischen wissen wir ja, daß man nicht ernten kann, ohne zu säen, und daß auf dem großen Arbeitsfelde der Kirche gar häufig die einen in Freuden ernten, was andere in Mühen gesät. Wir trösten uns darum mit dem Gedanken, daß unsere Nachfolger dereinst die reife Frucht unserer stillen Arbeit sehen und pflücken werden. Inzwischen dürfen auch wir schon bereits etwas von dieser Frucht vorausverkosten und finden darin eine nicht geringe

Ermunterung. Es ist wirklich eine Freude, die rasche Umwandlung zu beobachten, die sich bei unsern unlängst noch heidnischen Knaben unter dem Einfluß der Gnade vollzieht. Die Zartheit ihres Gewissens, der Eifer, mit dem sie das evangelische Sittengesetz in seiner ganzen Vollkommenheit zu umfassen suchen, ist geradezu überraschend. —

Leider haben wir schon über ein Jahr lang hier im Lande mit der Hungersnoth zu kämpfen. Um den täglichen Bedarf an Bananen, die Hauptnahrung unserer Zöglinge, aufzutreiben, mußten unsere Barken täglich den weiten Weg nach den Inseln machen. Jetzt ist auch diese Hilfsquelle erschöpft. Auf den Inseln ist nichts mehr zu holen, und so sahen wir uns gezwungen, die Zöglinge auf zwei Monate zu ihren Eltern zu schicken. Wir blieben allein als Hüter zurück in den großen, nun einsam und still gewordenen Hofräumen. Glauben Sie aber ja nicht, daß diese zwei langen Monate für uns Vacanztage gewesen. Die ringsum vorhandene Bevölkerung bietet unserm Eifer reichlich Nahrung. Täglich zwei Christenlehren, Beichten, Krankenpflege, Besuche in den Kyalos (Dorfschaften) füllen den Tag gut aus. Der District, in welchem Kisubi liegt, steht unter einem protestantischen Häuptling, und zur Zeit, als P. Marcou unser kleines Knabenseminar eröffnete, war die ganze Bevölkerung entweder heidnisch oder protestantisch. Heute zählen wir über 1000 Neubekehrte und 2700 Katechumenen, die aufrichtig nach der hl. Taufe verlangen. Fast anderthalb Tausend wissen bereits die Gebete und einen Theil des Katechismus. Auch ein Häuptling in der Nachbarschaft hat sich mit seinem ganzen Volke bekehrt, und mehrere andere sich entschlossen, seinem Beispiel zu folgen.“

Amerika.

Ecuador. Das englische „Tablet“ bringt von dort nichts weniger als erfreuliche Nachrichten. „Im Augenblick,“ heißt es, „haben wir hier das traurige Schauspiel, daß fast alle unsere Bischöfe in der Verbannung leben. Die wenigen, die noch in ihren Diöcesen verweilen, sind ihres Einkommens beraubt, weil sie der Verfassung und dem gegenwärtigen ungerechten Patronatsgesetze den Eid der Treue nicht schwören. In derselben Lage befinden sich innerhalb ihres kleinen Wirkungskreises die Capitel und der Pfarrelerus. In der Cathedrale sind alle feierlichen kirchlichen Functionen suspendiert und die Seminaristen gezwungen worden, die Zahl ihrer Nummern herabzusetzen und das Studienprogramm fast auf die bloßen Grundelemente der Dogmatik und Moral zu beschränken. Nicht selten befinden sich die Pfarrer kleinerer Gemeinden in geradezu kläglicher Noth und Armut. Kürzlich wurde

der hochwürdige Herr Antonio Metalli zum Pfarrer von Esmeraldas und gleichzeitig zum Generalvicar der Provinz ernannt. Ein Generalvicar ohne Priester, ein Pfarrer ohne Kirche, ja ohne die nöthigen Gewänder, um das heilige Opfer zu feiern, trägt er auf seinen Schultern allein die ungeheure Verantwortlichkeit für 16.000 Seelen und einige durch die Provinz hin zerstreute Indianerstämme.“

Ein kirchenfeindliches Gesetz, heißt es ferner, dränge das andere. Die Regierung mische sich überall in die kirchliche Verwaltung. Kein päpstlicher Erlass dürfe ohne ihr Placet verlesen, keine Diöcese ohne ihre Einwilligung errichtet oder neu begrenzt werden, keine neue Ordensgenossenschaft sich niederlassen und in den bestehenden kein Noviziat eröffnet werden ohne behördliche Begutachtung. Kurz, ein „Culturkampf“ in Folio!

„Wohl ist die katholische Religion gemäß der Verfassung der Republik das officiële Bekenntnis des Landes; allein dieser Paragraph unserer Verfassung ist thatsächlich ein todter Buchstabe, da die Kirche von der Regierung, die doch auf die Verfassung und deren Aufrechterhaltung geschworen hat, verfolgt wird, während die fluchwürdigen geheimen Gesellschaften volle Freiheit und Schutz genießen. Spiritualisten, Freimaurer und Protestanten erfreuen sich aller möglichen Vorrechte. — Trotzdem haben wir Grund zu hoffen, daß die Kirche bald die ihr zukommende gesetzliche Stellung in der Republik wieder erlangen wird. Diese Hoffnung gründet sich auf die Thatsache, daß unter dem gegenwärtigen kirchenfeindlichen Re-

giment die Pfarrer und Bischöfe muthvoll auf ihrem Posten gestanden, lieber Verfolgung erlitten und selbst ihr Leben hingaben (bekanntlich sind eine Reihe von Priestern und katholischen Laien von den Kirchenfeinden ermordet worden), als daß sie ihre heiligen Rechte preisgegeben und eine der Kirche und dem Stellvertreter Christi feindselige Verfassungsbestimmung angenommen hätten.“

Peru. In Peru ist eine entschiedene Besserung der kirchenpolitischen Verhältnisse zu begrüßen. Der letzte Präsident Pirola und der jetzige Eduardo Romana sind tüchtige und katholisch gesinnte Männer. Freilich bedarf das Land in jeder Beziehung dringend der Reform. Der Clerus ist viel zu gering an Zahl und nicht genügend unterrichtet; die Seminare in schlechtem Stand. Die Durchführung der Reformen ist ohne Zuziehung fremder ausländischer Kräfte kaum möglich, und diese gehören nicht immer den besten Elementen an. Auf der Universität herrscht ein schlechter Geist. Die staatlichen Collegien sind nicht besser. Die Lateinschulen werden vielfach abgeschafft und durch Realsächer ersetzt. Oberflächlichkeit und düffelhafte Halbweisheit ist die Folge. Das Colleg der Patres Jesuiten zu Lima hat daher eine wichtige Aufgabe zu erfüllen. Es wird aber auch von den Gegnern als die beste Lehranstalt anerkannt. Die große Schwierigkeit besteht darin, die jungen Leute auch nach dem Verlassen der Anstalt auf guten Wegen zu halten, da der Geist der religiösen Indifferenz und selbst der ausgesprochenen Kirchenfeindlichkeit unter der höheren Männerwelt sehr stark verbreitet ist.



Aus dem Missionsleben.

Ein Protestant über die protestantischen Missionsfräuleins in China. Hätte es ein Katholik geschrieben, so würde wohl die ganze protestantische Presse über ihn schon hergefallen sein und hätte ihn mit allen möglichen Rosenamen bedacht; so aber ist es ein Protestant und kein geringerer als der jetzige Vicekönig von Indien, Lord Curzon, selbst, der in seinem jüngst erschienenen Werke Problems of the Far East folgendermaßen über die protestantischen Missionsfräuleins sich ausläßt:

„Eine Quelle des Anstoßes ist die stets wachsende Verwendung weiblicher Missionäre, besonders unverheirater Frauen im Dienste der Missionen. Selten geht ein Dampfer von der amerikanischen Küste in

See nach Yokohama zu, ohne an Bord einen ganzen Trupp junger Mädchen zu haben, die frisch aus den Schulsälen und dem Seminar kommend, mit der impulsiven Arglosigkeit der Jugend sich entschlossen haben, ihr junges Leben und Streben in Japan oder China einer Sache zu weihen, die sie für die edelste Lebensaufgabe halten. Ein kaum geringer Zug von weiblichem Missionspersonal strömt von England und seinen Colonien her. Nun sage ich ja nicht, daß die Arbeit weiblicher Missionäre weggeworfen sei, oder daß es keine Fälle gebe, in welchen ihre Opferwilligkeit nicht reiche Frucht bringt. Ebenfomenig will ich die aufrichtigen guten Absichten und den Opfergeist der einzelnen irgenwie in Zweifel ziehen. Was ich

sage, ist dies. Man bedenke, daß in einem Lande wie China einestheils über die Emancipation der Frauen Begriffe und Anschauungen herrschen, welche von den unsrigen gar sehr verschieden sind, und andererseits in der Zusammensetzung des einheimischen

Charakters ein Element fast brutaler Roheit hervortritt. Man

wird daher gewiß zugeben

müssen, daß die Einrichtung solcher

„Schwesterschaften“, die an der Seite männlicher

Genossenschaften arbeiten, das Schauspiel

unverheirateter Personen beiderlei

Geschlechtes, die zusammenwohnen

und privatim und öffentlich zusammenarbeiten, der

Anblick von Mädchen, die ohne

entsprechende Begleitung weite

Reisen ins Innere unternehmen, eine

Quelle von Mißverständnissen

und Mißdeutungen werden

muss. Erst letztes Jahr noch begegnete

mir in der tief im Innern gelegenen Stadt

Queihwa-cheng einer Missions-

truppe, die aus einem Manne

und zwanzig jungen schwedi-

schen Mädchen bestand. Die Missionsthätigkeit dieser

letzteren bestand darin, daß sie durch die Straßen paradierten

und zum Spiel von Tamburinen und Gitarren fromme Hymnen sangen. Die Missionsgesellschaft, welche die Niedertracht beging, diese unschuldigen Mädchen

in dieser Weise auszufenden, bewilligte denselben einen Jahreslohn von 200 Dollars (640 Mark). Infolgedessen mußten sie selbst auf die gewöhnlichen Bequemlichkeiten des Lebens verzichten und konnten nicht einmal Toilette machen, ohne sich den unerschämten Blicken der Chinesen aussetzen, welche durch die papierernen Fensterläden sie beobachten. Kann man sich wohl ein unschicklicheres und schuldbareres Missionsunternehmen denken als ein solches?“



Die chinesischen Martyrer Peter Sanz und seine Gefährten.

meine Sache, Lob und Tadel zu vertheilen; gewiß aber ist, daß die Methoden beider Kirchen völlig verschieden sind. Der tiefere Grund liegt selbstverständlich in den verschiedenen Bedingungen eines ehe-losen und beweihten Clerus. Der verheiratete prote-

Ein Protestant über die katholischen Missionäre in China.

Dr. Arnold Reid,

ein Protestant

stellt den katholischen Missionären

in seinem kürzlich herausgegebenen

Buche folgendes Zeugnis aus:

„Der römisch-katholische Priester

lebt unter dem Volke und für das Volk,

ist dieselbe Nahrung, theilt mit ihm seine Ent-

behrungen. Der protestantische

Missionär dagegen führt ein

Leben, das dem Denken und

Fühlen der Chinesen fremd

ist. Es ist nicht

ist. Es ist nicht

stantische Missionär mit Weib und Kind beansprucht sein hübsches Wohnhaus und ein Pony-Gespann oder etwas Entsprechendes an dessen Stelle. Dem Chinesen, wenigstens dem Kuli (Arbeiter), dessen Verdienst kaum mehr denn einen Schilling die Woche beträgt, muß die Verschiedenheit im Auftreten der beiden Kirchen sehr in die Augen springen. Ich sehe freilich nicht, wie das protestantische System geändert werden kann, aber ich sehe gut ein, daß, wenn China jemals christlich werden soll, diese Christianisierung eher durch die römische als durch die protestantische Methode zustande kommt.“

„**Er hat dem Teufel schon entsagt.**“ Vor einiger Zeit wurde in Ushiroombo in Deutsch-Ostafrika ein schon greiser Häuptling eines der umliegenden Dörfer getauft. Derselbe zeichnete sich durch seinen Eifer im Besuche des katechetischen Unterrichtes aus, obgleich er täglich einen ziemlich weiten Weg in größter Sonnenhitze zurückzulegen hatte. Dem hochw. Vater hatte er zu wiederholten Malen versichert, daß er allen Zauber- und Teufelskünsten entsage, hatte ihm auch alle seine Amulette ausgeliefert.

Am Tage seiner Taufe nun fragte ihn der Missionär, wie es der Ritus vorschreibt, ob er dem Teufel entsage. Der gute Alte aber glaubte, der Vater zweifle noch immer an seiner Aufrichtigkeit, und erwiderte ganz erregt und gekränkt: „Ich habe es dir doch schon so oft gesagt, daß ich dem Teufel entsage, und du willst es mir immer noch nicht glauben, das ist nicht gut von dir, aber ich mag auch nicht immer dasselbe wiederholen.“ Nur mit vieler Mühe war er zu bewegen, noch einmal die Erklärung abzugeben. Der gute Alte hat nicht lange seine Taufe überlebt, schon am zweiten Tage nach derselben befiel ihn eine Krankheit und 10 Tage später verließ er diese Welt, um für seinen Eifer und guten Willen den ewigen Lohn zu empfangen.

Erlebnisse eines 12jährigen Negermädchens. Vor Kurzem wurde in der Mission Mariahilf in Ushiroombo in Ostafrika ein ungefähr 12 Jahre altes Mädchen, namens Birgie, getauft, das bereits eine bewegte Vergangenheit hinter sich hat. Lassen wir es selbst erzählen:

„Mein Vaterland ist Bubembe, sehr weit von hier. Mein Vater und meine Mutter sind gestorben, und mich hat man für einige Ziegen an fremde Leute verkauft. Diese verkauften mich wiederum für einige Perlen an die Banyema, die noch Menschenfresser sind. Wie mein Herz zitterte, kann ich nicht sagen, in dem Gedanken, daß vielleicht in wenigen Tagen man auch mich tödten und verzehren würde. Unter dessen wies man mir eine Hütte an, mit noch 2 anderen

Skklaven, die voraussichtlich auch gekauft worden waren, um verpeist zu werden. Gegen Mittag lud man mich zum Essen ein, aber da ich bemerkte, daß man mir Menschenfleisch vorsetzen wollte, so gab ich vor, keinen Hunger zu haben, und begnügte mich mit einigen Bananen. In meinem Geiste überlegte ich, wie ich es anfangen könnte, um aus diesem Orte zu entkommen; aber was thun? Unterdessen war die Nacht hereingebrochen, meine beiden Gefährten lagen in tiefem Schlafe, leise erhob ich mich von meinem Lager, behutsam öffnete ich die Thür und wagte mich hinaus in die dunkle Nacht, überall nur Wald und wieder Wald, und ich ganz allein; ich lief so schnell, als es meine Kräfte zuließen, immer geradeaus. Nach einer Weile stand ich still: mein Herz athmete erleichtert auf, ich hatte keine Furcht in dem großen Walde, denn die Furcht, welche ich in der Gesellschaft der Menschenfresser ausgestanden hatte, war so groß, daß ich froh war, mich in dem großen Walde allein zu sehen. Da ich aber sehr müde war und mir die Augen fast zufielen, suchte ich mir einen Ort, wo ich mich ein wenig ausruhen könnte. Bei dem schwachen Mondschein erblickte ich eine wenig tiefe Grube, die gerade groß genug für mich war, ich legte mich hinein, bedeckte mich mit Gräsern, so daß ich ganz versteckt darin war, und schlief bald ein. Von Zeit zu Zeit erweckte mich das Geheul einer Hyäne, die sich meinem Verstecke näherte und ein wenig die Erde umwühlte, mir aber kein Leid anthat. Als der Morgen graute, machte ich mich wieder auf den Weg; gegen Mittag lichtete sich der Wald, und ich erblickte vor mir einen großen See und viele Menschen am Ufer, die im Begriffe standen, auf einem Boote die Ueberfahrt zu versuchen. Ich näherte mich ihnen und bat sie, mich doch mitzunehmen; ich erzählte ihnen, daß ich den Banyema entlaufen sei und jetzt nicht wüßte, wohin gehen.

Glücklicherweise waren diese Leute Soldaten der Badaki (d. h. der Deutschen); sie machten deshalb keine Umstände, mich mitzunehmen, und nachdem wir viele Tage auf dem See zugebracht hatten, langten wir endlich am andern Ufer an. Die Soldaten brachten mich zu ihrem Vorsteher, einem Musungu (d. h. einem Weißen), der Mitleid mit mir hatte und mir 3 Stücke Zeug schenkte. Nach zehn Tagen sandte er mich mit einigen andern Kindern zu den Missionen in Bulundi, die ihrerseits mich wieder nach Ushiroombo schickten.“

Das religiöse Leben auf den Philippinen. Die Katholiken der Philippinen wurden so oft von den protestantischen besonders amerikanischen Blättern in unwürdiger Weise derart verkezert, daß selbst protestantische Geistliche darüber die Geduld verlieren. So schreibt der protestantische Feldgeistliche des

13. Infanterieregimentes auf der Insel Luzon, Dr. Henry Swift, in dem englischen „Tablet“ über die Zustände in den einheimischen Ortschaften.

„Das Gotteshaus ist hier der Schauplatz fast beständiger gottesdienstlicher Thätigkeit. Täglich ist dort Messe, und Hunderte wohnen derselben bei. Außer anderen Andachten läutet die Glocke immer und wieder für Taufen, Trauungen oder Begräbnisse, und in

den Zwischenzeiten wird man dort stets Leute auf den Knien antreffen, die ihre Privatandacht verrichten. Weiterhin werden Sie in jedem Hause ein kleines Zimmerchen oder eine Ecke vorfinden, die für ein Hausaltärechen reserviert ist. All-

abendlich zwischen 8 und 10 Uhr tönt die Luft wieder von frommen Klängen. Es sind geistliche Lieder, im Kreise der Familien von alt und jung gesungen, eigenartige Weisen und Melodien, wie sie wahrscheinlich seit drei Jahrhunderten fortleben. Prozessionen sind häufig zu sehen, und es ist ein ganz gewöhnlicher

Anblick, auf dem großen Dorfsplatz Hunderte von Männern und Frauen, am Boden kniend zu treffen, im Begriff, die Kreuzweg-Stationen zu machen. Männer und Frauen

gehen dabei in getrennten Gruppen. Die Männer tragen Bilder des kreuztragenden Heilandes, das Charfreitags-Crucifix und Heiligenbilder, die Frauen solche der seligsten Jungfrau und der Maria Magdalena. Alle diese Bilder und Statuen sind in prächtige, mit kunstvoller einheimischer Stickerei reich besetzte Kleider gehüllt. Dabei spiegelt sich im Ausdruck aller Theilnehmer andächtiger Ernst und Ehrfurcht . . .

Ob und inwieweit dies alles mit Aberglauben gemischt ist, weiß ich nicht. Wohl aber weiß ich aus den Unterredungen mit Männern und größeren Knaben, daß sie über die theologischen Begriffe der Menschwerdung, der Erlösung, der göttlichen und menschlichen Natur Jesu Christi, über den hl. Geist, die Auferstehung, das Gericht u. s. w. verständig denken und rechtschaffen Bescheid wissen. Soweit meine Beob-

achtungen reichen, muß ich urtheilen, daß die Religion auch ihr Privatleben in sittlicher Hinsicht mächtig beeinflusst, besonders mit Bezug auf die Reinheit und die Redlichkeit im geschäftlichen Verkehr. (Wohlgemerkt, ich rede von den einheimischen Ortschaften, die noch unberührt geblieben sind von den Einflüssen der von unsern amerikanischen Ankömmlingen eingeführten Civilisation und Religion.) Von Religionsverachtung ist hier keine Spur. Die Männer nehmen ihren Hut ab, so oft sie vor einer Kirchthüre vorübergehen oder einem Leichenzug begegnen.“

Den Amerikanern, welche auf den Philippinen Befehrungsversuche beabsichtigen, gibt Dr. Swift eine Antwort, die ihnen keineswegs angenehm sein kann. Er

schreibt: „Soll etwa Amerika den Philippinern seinen hochmüthigen Unglauben, seine Laster und seine Zänkereien bringen? Sollen wir ihnen etwa sagen, daß Spaniens Mission unter ihnen eine falsche Annahme gewesen; daß sie getäuscht worden seien, und wieder von vorne anfangen müßten? Und sollen die hundert verschiedenen Religionsparteien, die ins Land hereinströmen, ihnen etwa die Segnungen des



„Was kostet die Welt?“

Sektenwesens und jener unglückseligen Spaltungen im Christenthum bringen, dieser Quelle all der Gleichgiltigkeit, der Religionsverachtung und des trostlosen Unglaubens bei uns? Man mag thun, was man will, ich meinerseits bin der Ueberzeugung, daß wir uns überhaupt in keiner Weise hier eindrängen sollen, ebenso als es uns beifallen dürfte, Italien, Spanien und Portugal in Diöcesen abzugrenzen und eine Anzahl schismatischer anglikanischer Bischöfe dorthin zu schicken. Wir können im Gegentheil von diesem Volke mehr lernen an echtem und thätigen Glauben, als wir ihnen geben können. In ihren Kirchen ist kein Unterschied zwischen reich und arm. Vor ihren kriechenden Beterscharen müßten unsere versammelten Gemeinden sich schämen. Fällt es doch in diesen allgemein auf, wenn er oder sie mal hinkniet. Der Kirchenbesuch der Philippiner contrastirt gar sehr mit unserem Zuhausebleiben und mit unserer lärmenden Theilnahme an sonntäglichen Spielen und Wettkämpfen."

Der Behauptung, die Philippiner seien faule Tagelöhne begegnet Dr. Swift mit folgender Schilderung: „Das Volk ist fleißig. Freilich würden sie das nicht meinen, wenn Sie meilenweit zwischen den Reihen ihrer Hütten hinreitend, überall Männer, Frauen und Kinder um ihre Wohnungen hungern und schlafen sehen. Das ist aber bloß in der Zeit von 9 oder 10 vormittags bis 3 oder 4 nachmittags der Fall. Man muß eben die klimatischen Verhältnisse berücksichtigen. Das Geräusch des Tagewerks beginnt hier bereits um 4 Uhr in der Frühe; da hört und sieht man die Leute dreschen, graben, spinnen, weben u. s. w., bis die Sonne schon ziemlich hochgestiegen ist. Dann folgt eine lange Pause der Ruhe und Siesta. Mit dem Sinken der Sonne im Westen wird das Tagewerk von neuem aufgenommen, und man kann den dumpfen Lärm der Arbeit bis 9 Uhr abends hören. So viel ich urtheilen kann, werden täglich 8 Stunden der Arbeit gewidmet."

Vermischte Nachrichten.

Der Verein der hl. Kindheit. 1. Die Einnahmen des Vereines betragen vom 1. März 1899 bis 1. März 1900 3.676,341 Fr. 12 Cts., d. h. über 60.000 Fr. mehr als im Vorjahr. Der Ueberschuß kommt, wie der französische Rechenschaftsbericht offen anerkennt, vorwiegend auf Rechnung der deutschen Zweigvereine, zumal der von Aachen und München. Die deutschen Kinder marschieren mit 1,228.178 Fr. 40 Cts. weit an der Spitze; Frankreich folgt mit 1,088.281 Fr. 47 Cts.; an dritter Stelle kommt Belgien mit 286.109 Fr. 78 Cts.; dann Italien mit 280.630 Fr. 58 Cts.; Holland gibt 146.399 Fr. 83 Cts. — relativ sehr viel; Oesterreich-Ungarn 145.310 Fr. 53 Cts.; die kleine Schweiz 97.811 Fr. 60 Cts., also nicht viel weniger als die Verein. Staaten mit 119.704 Fr. 88 Cts.; das arme Irland gibt 28.657 Fr. 95 Cts.; das reiche England mit Schottland nur 5519 Fr. 50 Cts. u. s. w. Daß der Kindheit Jesu-Verein in Deutschland so glänzend dasteht, ist in erster Linie der Aufopferung und dem hingebenden Eifer des Centralvorstandes in Aachen zu danken. Leider steht der ältere Verein der Glaubensverbreitung, d. h. der Missionsverein der Erwachsenen, in Deutschland nicht auf der Höhe seines jüngeren Brüderschens. Während dieser Verein in Frankreich über vier Millionen Fr. aufbringt, hat er in Deutschland nur 791.286 Fr. 7 Cts. aufzuweisen, wovon zudem 454.790 Fr. 82 Cts., d. h. mehr als die Hälfte, auf Elsaß-Lothringen entfallen.

2. Die Thätigkeit des Vereines. Der Verein unterstützte im abgelautenen Rechnungsjahre 199 Missionen

mit 933 Waisenhäusern, 5676 Schulen, 574 Arbeitshäusern, 238 Ackerbauschulen und 1286 Armenapotheken. Heidenkinder wurden 438.908 getauft, 22.916 losgekauft und 318.501 erzogen.

Die russische Kirche in Zahlen. Die russische „heilige Synode“ veröffentlicht über den Stand der russischen Kirche folgende Statistik.

1. Hierarchie. Zu Ende 1897 zählte die russische Kirche im ganzen 65 Diöcesan-Vorstände (mit Einschluß des russischen Bischofes in Amerita). Unter diesen waren 3 Metropolitane (Petersburg, Moskau und Kiew), 14 Erzbischöfe und 48 Bischöfe, außerdem zählte man an verschiedenen Orten noch 38 Titularbischöfe.

2. Kirchen. Solche gab es zu Anfang Jänner 1898 im ganzen 64.361.

3. Clerus. An den Kirchen wirkten 2035 Erzpriester 42.005 Priester, 14.062 Diacone und 43.950 niedere Cleriker.

4. Klöster. Männliche 495 mit 15.051, weibliche 268 mit 36.108 Mitgliedern. Bemerkenswert ist, daß in den russischen Klöstern verschiedene Künste betrieben werden als Buchdruckerei, Lithographie, Malerei, Kunststickerei, Gürtlerei u. s. w.; das russische Volk bezieht auch aus den Klöstern seine meisten und schönsten Bilder, sowie wohlfeile religiöse Schriften.

5. Missionen. Dieselben finden sich theils innerhalb der russischen Besitzungen, theils außerhalb derselben. Die ersteren zählten in Europa und russisch Asien 23 Stationen und wurden im Jahre 1897 mit einer Summe von 396.961 Rubeln unterstützt, welche durch die 243 Gruppen des

„Orthodoxen Missionsvereines“ aufgebracht wurden. Die äußeren Missionen haben ihr Arbeitsfeld in Korea, Japan und Nordamerika. Die koreanische Mission wurde erst 1897 ins Leben gerufen. — Die Mission von Japan zählte Ende 1897 23 856 Seelen und 34 Cleriker (1 Bischof, 1 Archimandriten, 27 Priester und 5 Diacone), wovon 26 Priester und 4 Diacone geborne Japaner sind. Dieselbe hat drei eigene Zeitungen, eine Katechistenschule, ein Seminar, eine Gesangsschule und eine Schule für kirchliche Malerei. Im Jahre 1896 weist sie 937, im Jahre 1897 693 Tausen auf. — Die amerikanische Mission zählt 30 Kirchen, 70 Kapellen und sammt den dortigen Hellenen etwa 50.000 Seelen, für die im Jahre 1896 ein eigenes Blatt gegründet wurde.

6. Kirchliche Lehranstalten. In Rußland bestehen vier theologische Akademien (Petersburg, Moskau, Kiew und Kasan), deren jede im Durchschnitt 25–30 Professoren zählt; im Jahre 1897 hatten alle vier zusammen, die fremden Orthodoxen eingerechnet, 938 Hörer. Die in verschiedenen Städten Rußlands zerstreuten 58 Seminararien beherbergten im selben Jahre 19.151 Schüler mit 1017 Professoren. Die 185 Profeminarien (Knabenseminare) zählten 31.038 Schüler mit 1818 Lehrern.

Das neue deutsche Schutzgebietsgesetz. Der Novelle zum Gesetz vom 17. April 1886 bzw. vom 15. März 1888 über die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, welche am 7. Juni 1900 dem Reichstage vorgelegt wurde, hat der Reichstag folgenden Paragraphen zum Schutze der Religions- und Missionsfreiheit eingefügt: „Den Angehörigen der im deutschen Reiche anerkannten Religionsgesellschaften werden in den Schutzgebieten Gewissensfreiheit und religiöse Duldsamkeit gewährleistet. Die freie und öffentliche Ausübung dieser Culte, das Recht der Erbauung gottesdienstlicher Gebäude und der Einrichtung von Missionen der bezeichneten Religionsgesellschaften unterliegen keinerlei gesetzlichen Beschränkung noch Hinderung.“

Die Rose von Jericho. Die eigenthümliche und höchst interessante Wüstenpflanze, die Rose von Jericho, wächst in den unfruchtbaren Einöden von Palästina, Arabien, Aegypten und der Sinaihalbinsel.

Schon die alten Aegyptier und Griechen schrieben dieser Rose wunderthätige Kräfte zu, auch spielte sie in der mittelalterlichen Heilkunde und zur Zeit der Kreuzzüge eine wichtige Rolle und auch heutzutage knüpft sich an dieselbe im Morgen- wie im Abendlande in Folge der in ihr wohnenden Kraft noch mancher Sonderglaube.

Wenn der Sommer in aller Glut des Südens eintritt, wirft die Jerichorose ihre Blätter und Blüten ab und die Zweige rollen sich in Gestalt einer Kugel fest zusammen: brennende Ostwinde lodern die Pflanze aus der Erde und entführen sie meilenweit in das Meer.

Auf dieser Wanderung wird die Jerichorose von den eingeborenen Beduinen an bekannten zugänglichen Orten gesammelt und nach Bethlehem auf den Markt gebracht. Kommt eine Jerichorose nun, nachdem sie an dem Meeresstrand angekommen ist, mit dem Wasser in Berührung, so entfaltet sie sich, die Samengefäße springen auf und die Samenkörner werden durch die im Orient regelmäßig wiederkehrenden Westwinde wieder zurück in die verlassen Einöden getrieben, wo sie die kahle Wüste angenehm beleben.

Man kann die eben beschriebene höchst interessante Erscheinung an jeder dieser Wunderpflanzen bequem wahrnehmen, wenn dieselbe in ein genügend großes Gefäß mit kaltem Wasser gelegt wird. Schon nach einer halben Stunde beginnt das Schauspiel; Die Rose entfaltet sich, auch wenn sie vielleicht jahrelang trocken gelegen, bis zu ihrer doppelten Größe, das Pflanzengerippe fängt an, sich zu dehnen, es wird vollsaftig, färbt sich blau oder bläulich, es bilden sich kleine Blumenblätter, welche kleine gelbrothe Blüten entfalten.

Herr Albert Fürst in Schmalhof (Post Wilshofen in Niederbayern) hat direct aus Palästina solche Rosen von Jericho importiert und erläßt selbe zu den in dem, in der heutigen Nummer unseres Blattes befindlichen Inserate angegebenen Preisen; ein interessantes Geschenk für jeden Blumenfreund und eine höchst anziehende Schmuckpflanze für Aquarien.

Die Memorial-Rose. Diese neue kriechende Rose mit ihren tausenden von kleinen weißen Blümchen und den glänzenden immergrünen Blättern eignet sich wie keine andere Schlingrose zur Einfassung von Rosenbeeten, zur Bedeckung von Abhängen und Felsenpartien, für Grabhügel, Säulen und Bögen, kurzum überall hin, wo man sie pflanzt, fängt sie sofort an, alles zu umspinnen wie der Epheu; sie umklettert einen Bogen bis zum andern Ende, faßt da Wurzeln, um vom andern Ende wieder hinaufzuklettert, sie ist eine Schlingrose allerersten Ranges! Sie stammt aus Japan und China, blüht vom Juli an und so reich, daß die von dieser Rose bewachsenen Flächen oft einem Schneefeld gleichen und bis in den Winter hinein bietet sie durch ihr prächtiges Grün, geziert mit zahlreichen dunkelrothen Früchten einen angenehmen Anblick. Als Trauerrose ist sie geradezu prachtvoll mit ihren reichblühenden, tief herunterhängenden Zweigen. Sie war auf der Frankfurter Rosenausstellung, wo sie als Felsenpflanze zur Einfassung wie als Trauerrose ausgestellt war, der Gegenstand allgemeiner Bewunderung. Kräftige Topfexemplare liefert Herr Albert Fürst in Schmalhof, Post Wilshofen in Niederbayern, vide die Annonce in der heutigen Nummer.





In der Pfarrgruppe St. Rochus auf der Gaudstraße wurde eine sehr gut besuchte Versammlung, im großen Gemeindehaussaale des III. Bezirkes abgehalten. Der bekannte Redner, P. Remigius Auen, T. M., welcher auch bei dem kürzlich stattgefundenen Congress als Revident thätig war, theilte seine dabei gemachten Erfahrungen mit und zeigte, warum gerade die Frau berufen sei, sich an der Antislavereibewegung zu betheiligen. Dieselbe war ja im Alterthum nur eine Sclavin des Mannes und in keiner Weise ihm ebenbürtig und bis heute noch bei allen heidnischen Völkern gänzlich der Tyrannei des Mannes ausgesetzt. Erst das Christenthum hatte die Frau frei gemacht und ihr eine würdige Stellung angewiesen. Daher soll auch die christliche Frau ihr Möglichstes thun, um den armen Sclaven in Afrika zu Hilfe zu kommen durch Gebet und materielle Unterstützung.

Der hochw. Pfarrer von St. Rochus, der geistl. Rath Gold stellte sich den Anwesenden auch als Bettelpfarrer vor, indem er eindringlich die Noth und Opfer schilderte, denen die eifrigen Missionäre unterworfen sind und die daher so sehr auf unsere Unterstützung angewiesen sind. In wahrhaft „goldenen“ Worten zeigte hochw. Pfarrer Gold, wie wir Alle, nicht nur die berufenen Missionäre, die Verpflichtung haben aus allen Kräften mitzuwirken, bis so vielen armen Seelen, die noch in der Nacht des Unglaubens schmachten, das ewige Heil zutheil werde.

Der hochw. Diöcesan-Vice-Präses hielt auch einen Rückblick auf den Antislavereicongress, erzählte von den großen Opfern und Arbeiten der Missionäre und von den grausamen Vorkommnissen auf den Sclavenmärkten. Er sprach auch des Weiteren über die Missionsanstalt, wo hundert junge Leute zu Missionspriestern herangebildet werden, wie viele Seelen werden diese einmal retten können! Der hochw. Redner bat

daher alle Mitglieder in ihren bisherigen Eifer zu verharrern und durch Anwerbung neuer Mitglieder sich große Verdienste zu machen, und schilderte in begeisterten Worten, welche Freuden uns alle einst im Himmel erwarten werden, wenn wir so vielen Seelen durch unsere Beihilfe zum ewigen Leben halfen.

Vom hochw. Consulenten Herrn Johann Pfluger werden wieder 160 K übergeben, die seit der letzten Versammlung eingegangen sind.

Die Aufmerksamkeit und der Beifall, mit welchen alle Ansprachen von den zahlreichen Anwesenden aufgenommen wurden, lassen hoffen, daß die schönen Worte nicht auf ausgedörrten Boden gefallen sind.

Die Filiale St. Johann Ev. von Marien-Verein für Afrika hielt am 24. October im X. Bezirk in Nappels Rosenfälen eine großartig besuchte Versammlung. Der etwa 1000 Personen fassende Saal war dicht besetzt mit Theilnehmern. Cooperator Peter Sir führte den Vorsitz. P. Hiller S. J., Missionär aus dem Zambezi, erschien mit dem 14jährigen Mohrenknaben Pedro Canisio und hielt einen sehr eingehenden Vortrag. Canisio sang in der Neger Sprache das «O Sanctissima» und ein anderes Marienlied. Canonicus Schöpfleuthner hielt eine kurze Ansprache. Großen Eindruck machte die Aufführung des fünfactigen Dramas „Suema, die kleine afrikanische Negerin“ durch Mitglieder des Apostolates der christlichen Tochter. Als Nachbar des Don Pedro Canisio konnte Schreiber dieser Zeilen beobachten die Freude und das Entzücken des Negerknaben, als in dem Drama nach und nach 13 Mädchen des X. Bezirkes als ganz schwarze Negerinnen auftraten. Das bewirkt die Liebe zur Heimat und zu den Landsleuten.

Das Reinerträgnis des Abends wurde theilweise dem Marien-Verein für Afrika, theilweise dem St. Philumenen-Kirchenbau-Verein zugewendet. U. v. P.

